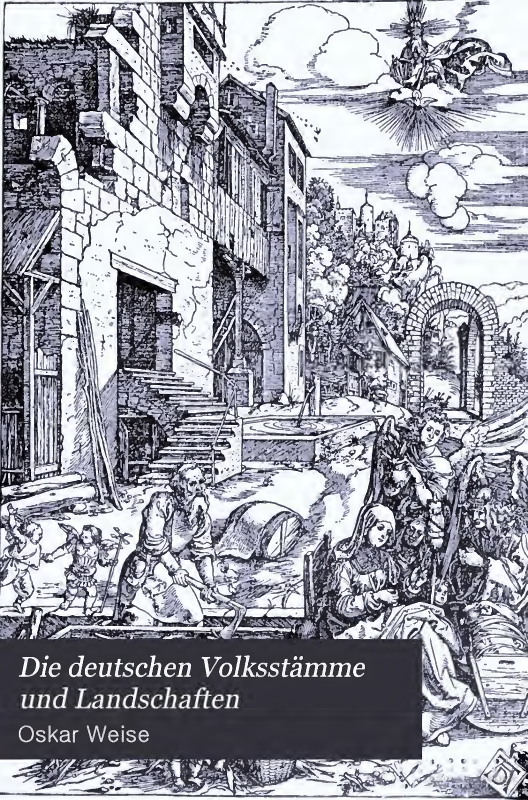


Die deutschen Volksstämme und Landschaften

Oskar Weise

...s Natur und Geisteswelt.

Sammlung

...lich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen

... ...igem
1 ... Pfg.

Jedes Bänd... ...flich.

Die Verl... ...lungs-
kosten leider ... ...ering-
fügigen Betra... ...es bei
den letzten Bän... ...ungen
reicher gestalte... ...inhalt-
lichen Vortreffl... ...suchen.

Die S... ...edürfnis
nach bilde... ...tender
Lektüre ent... ...h abge-
schlossenen ... kleinerer
wichtiger G... ...mit eine
Lektüre, di... ...nn.

Eine ... ...s Stoffes
soll auf ... ...wirkung
angesehene... ...So wird
eine Lektür... ...nenden
Nutzen ver...

Wie ... ...weck der
Sammlung ... ...s sorg-
fältigste ... ...ng bei-
gegebene ... ...ichnung
versehen...

Es er...

Acht Vortr... ...Buchner,
... geschmackvoll geb. *M.* 1.15. Mit zahlreichen Ab-
... Text.

...d überaus fesselnder Darstellung unterrichtet der Verfasser
...bensbedingungen des Menschen, über das Verhältnis ...
...e zum menschlichen Körper, über Kleidung und Wohnu...
...nd Wasserversorgung, die Krankheiten erzeugenden P...
...kkrankheiten, kurz über alle wichtigen Fragen der Hygiene.

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Gustav Maier, geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. M. 1.15.

Das Büchlein will in gemeinverständlicher Behandlung, in nicht ermüdender, vielmehr möglichst unterhaltender Weise auf historischem Wege in die Wirtschaftslehre einführen, den Sinn für soziale Fragen wecken und klären.

Bau und Leben des Tieres. Von Dr. W. Haacke, geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. M. 1.15. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Indem uns der Verfasser die Tiere als Glieder der Gesamtnatur zeigt, lehrt er uns zugleich Verständnis und Bewunderung für deren wunderbare Harmonie, die, wie im großen, in dem Zusammenwirken der vielen Tausende von Lebewesen, so auch im kleinsten, in der Zweckmäßigkeit auch der unscheinbarsten Organe, sich erkennen läßt.

Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise, geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. M. 1.15. Reich illustr.

Der Verfasser verfolgt durch mehr als vier Jahrtausende die einschlägigen Erscheinungen; wir hören von den Bibliotheken der Babylonier, von den Zeitungen im alten Rom, vor allem aber von der großartigen Entwicklung, die „Schrift und Buchwesen" in der neuesten Zeit, insbesondere seit Erfindung der Buchdruckerkunst, genommen haben.

Das Büchlein gliedert sich in drei Teile, von denen der erste die Entstehung und Vervollkommnung der Schrift sowie die zum Schreiben erforderlichen Gerätschaften, sodann die Geschichte und die verschiedenen Arten des Druckverfahrens schildert; der zweite die kleineren Schriftstücke (Briefe, Zeitungen, In- und Aufschriften) in ihrer allmählichen Ausbildung vorführt, und der dritte das Buchwesen (Buchhandel, Bibliotheken, Bücherliebhaberei) behandelt.

Überall sind die im Laufe der Jahrhunderte gemachten Fortschritte betont und die Errungenschaften unseres Volkes durch vergleichende Zusammenstellung mit anderen Nationen hervorgehoben, so daß man einen Überblick über die entsprechenden Zustände bei den wichtigsten Völkern unseres Erdteils erhält. Das Technische durfte nicht ausgeschlossen werden, ist aber dem Kulturgeschichtlichen durchweg untergeordnet worden. Eine Auswahl von mehr als 30 Abbildungen, die zum besseren Verständnis der erörterten Ansichten dienen, dürfte den Wert des Buches erhöhen.

Luft, Wasser, Licht und Wärme. Acht Vorträge aus der Experimental-Chemie. Von Prof. Dr. R. Blochmann, geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. M. 1.15. Mit 103 Abbildungen im Text.

Der Verfasser des Büchleins hat es meisterhaft verstanden, den Laien in das Gebiet der Chemie einzuführen und ihm eine Fülle von Anregungen zu geben. Das Experiment, welches in den zahlreichen Abbildungen (103) sich gewissermaßen vor den Augen des Lesers vollzieht, bildet die Grundlage aller Erörterungen.

Die Luft erscheint als ein Reich des Unsichtbaren, welches in wunderbar einfacher Weise die Beziehungen zwischen der Pflanzen- und Tierwelt regelt und in neuester Zeit eine Fundstätte bisher unbekannter Grundstoffe wurde. Das Wasser, nichts anderes, als das Produkt der chemischen Vereinigung von zwei gasförmigen Grundstoffen, übte und übt die wichtigsten chemischen, physikalischen (meteorologischen) und geologischen Einflüsse in der Natur aus. Licht und Wärme begleiten den Verbrennungsprozeß, dessen mannigfache Gestaltungen klarzulegen Endzweck der acht Vorträge ist. Hierbei wurde auf die alltäglichen Erscheinungen und auf das praktische Leben besonders Rücksicht genommen. Daher finden die Vorgänge im

der Kerzenflamme ebenso Beachtung, wie das Feuer in unseren Öfen und die Verwendung des Gases zum Kochen. Die unvollständige Verbrennung und die langsame Verbrennung, die Quelle der Körperwärme, bilden den Schluß der Betrachtungen, die vielfach einen tiefen Einblick in das Walten der Natur gewähren. Die Grundbegriffe der Chemie, Molekül und Atom, Element, chemische Zeichen und Formeln sind an geeigneter Stelle abgeleitet und erörtert, so daß der aufmerksame Leser, auch wenn er ohne alle Vorkenntnisse an das Büchlein herantritt, es mit vollem Verständnis des Gelesenen aus der Hand legen wird.

Palästina und seine Geschichte. Sechs volkstümliche Vorträge von Prof. Dr. von Soden, geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. *M.* 1.15. Mit zwei Karten und einem Plan von Jerusalem.

Palästina zählt zu den wichtigsten Mutterländern der Weltkultur und den interessantesten Theatern der Weltgeschichte. Von dort stammt die gewaltigste Größe der Geschichte, das Christentum. Eine Brücke zwischen Asien und Europa wie Afrika, haben es die größesten Völkerbewegungen stets irgendwie berührt. Die letzte Zeit, besonders die Fahrt unseres Kaisers, hat uns dies eigenartige Land wieder näher gebracht.

Auf Grund einer Reise durch Palästina hat der Verfasser uns hier ein Bild gezeichnet nicht nur von dem Lande selbst, sondern auch von all dem, was aus demselben hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrtausende — ein wechselvolles, farbenreiches Bild — die Patriarchen Israels und die Kreuzfahrer, David und Christus, die alten Assyrer und die Scharen Muhammeds lösen einander ab, Jerusalem als Stadt der Juden, als heilige Stadt der Christen und dann der Muhammedaner taucht vor uns auf. Ein gewaltiges zusammenhängendes Stück Weltgeschichte zieht an uns vorüber. Und vor allem die Entwicklung der drei großen Religionen und ihre Eigenart wird uns lebendig. Wir sehen sie hinein gezeichnet auf den Boden, auf dem sie sich entfaltet haben. Und es wird beides klar, welch eine gewaltige Geistesarbeit da gethan wurde und wie doch die letzten Wurzeln aufzudecken dem Menschengeist unmöglich ist, wie sie als die reifste Frucht einer langen Geschichte erscheint.

Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges von Privatdocent Dr. J. W. Bruinier, geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. *M.* 1.15.

Nichts ist uns näher als unser Volkstum und nichts haben wir lange so wenig verstanden wie dieses; in den weitesten Kreisen glaubte man sich seiner entledigen zu dürfen wie eines altfränkischen Gewandes, weil man nicht erkannte, daß es der sicherste Harnisch gegen alle Gefahren sei, die unserm Volke drohen. Darum ist es auf das lebhafteste zu begrüßen, daß uns in diesem Bändchen eine gemeinverständliche Darlegung der Fragen vorgelegt wird, die sich an eine der wichtigsten Erscheinungen deutschen Lebens, an den Volksgesang knüpfen, und zwar mit steter Bezugnahme auf den Urquell, aus dem dieses frische Wasser fließt. Der in weiteren Kreisen bekannte Verfasser hat sich bestrebt als Erzieher zugleich und als Unterweiser aufzutreten; er faßt den Begriff des Volksliedes in dem weiteren Sinne, den ihm die heutige Wissenschaft zukommen läßt und führt daher den Leser durch die Jahrhunderte, zeigend, wie und was unser Volk seit Tacitus' Zeiten gesungen, wie die Kunstdichtung immer befruchtend ins Volk drang und dort dem Geschmacke angepaßt wurde, wie die alte mystische Auffassung von der Entstehung des Volksliedes, dem Wesen der Ballade heutzutage vor dem Licht der Erkenntnis zerfließt, wie wiederum die alte Klage, daß der Volksgesang aussterbe, ihre Berechtigung habe, wie Besserung zu hoffen sei. Viele Proben werden dem Leser sehr willkommen sein. In allen Kreisen, die ein Herz fürs Volk haben, wird das Büchlein willkommen sein.

Zur Geschichte, Litteratur u. Volkskunde aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig.

Wie denkt das Volk über die Sprache? Von Prof. Dr. Friedrich Polle.

Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage. 2. Auflage. 8. Geschmackvoll gebunden ℳ 2.40.

„Polles Buch bedarf keiner Empfehlung; es wird auch so seinen Weg gehen wie das Buch Weises „Unsere Muttersprache“. Seine Ausführungen beruhen auf einer ausgedehnten Belesenheit und einer liebevollen Beobachtung der Denkweise des Volkes und sind dennoch so frisch und anziehend geschrieben, daß sie nicht nur in der That gemeinverständlich sind, sondern auch die weitesten Kreise für die behandelten Fragen zu erwärmen vermögen.“ (Zeitschr. d. Allg. Deutschen Sprachvereins, 1898, 10.)

Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen von Geh. Rat D. Dr. Vogel.

Zweite Aufl. Geheftet ℳ 2.80, geschmackvoll gebunden ℳ 3.40.

Das zu guter Zeit, am Ende des Goethejahres, in 2. Auflage erschienene Buch bietet eine sachlich und zeitlich geordnete Zusammenstellung von Aussprüchen des Dichters über Religion und religiöse Fragen, wie er sie in den verschiedensten Perioden seines Lebens, in gehobenen wie gedrückten Stimmungen, in feierlichen Kunstformen wie in der zwanglosen Sprache des Verkehrs mit Engvertrauten gethan hat. Hier schauen wir ihn, ohne mit fremden Augen sehen zu müssen, ganz wie er war, als großen Kämpfer und harmonischen Gestalter, der immer wieder zu den großen Fragen des Daseins zurückkehrt, und über Gott und Welt, über Kämpfen und Wirken des Menschen, über Christus und Christen, über Offenbarung und Kirchengeschichte Worte von bleibender Wahrheit prägt. Der gläubige Christ kann sich an dem Büchlein erbauen, wie nicht minder das „Weltkind“. Jedem, der Goethe als den großen Menschen, den ewig werdenden und wachsenden, kennen lernen und seine Weltanschauung verstehen will, dem darf das Büchlein empfohlen werden.

Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen von Prof. Dr. Albert Köster.

Mit einer Reproduktion der Radierung Gottfried Kellers von Stauffer-Bern in Heliogravüre. Geheftet ℳ 2 40, geschmackvoll gebunden ℳ 3 —

Unter den Lesern, die Gottfried Keller gefunden hat, beklagen viele, daß zwischen ihnen und dem Dichter ein gar so kühles Verhältnis bestehe; sie sind ihm nicht recht nahe gekommen und ahnen doch, daß der liebenswürdige Erzähler ihnen viel mehr werden und sein könnte als bisher, wenn nur ein kundiger Führer ihnen mit wenigen, aber warmen Worten den Weg zeigen wollte. Solch ein Führer will das Büchlein von Albert Köster sein. Wie es einerseits auf eindringenden Studien beruht, sucht es anderseits doch des Stoffes Herr zu werden in der leichten Form gesprochener Vorträge. Es will nur um die Schöpfungen des Dichters alte Freunde enger vereinen und neue gewinnen. Sein Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, die feinen Lebensbeziehungen zwischen dem Dichter und seinen Werken und die langsame, ansteigende Entwicklung seiner Kunst zu enthüllen: seine Bemühungen als Maler, den Durchbruch seiner poetischen Begabung, die Erstarkung seines vaterländischen Sinnes und seiner religiösen Ueberzeugungen, seinen zweimaligen Aufenthalt in Deutschland, und wie alle diese äußeren und inneren Erlebnisse in den dichterischen Schöpfungen Niederschlag gefunden haben, von den ersten lyrischen Versuchen an, über den „Grünen Heinrich“ und die „Leute von Seldwyla“ hin, bis zu den letzten Meisternovellen und den „Martin Salander“.

Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Von Troels-Lund.

Deutsch von L. Bloch. 2. Auflage. gr. 8. In Leinwand geschmackvoll gebunden ℳ 5.—

„. . . Es ist eine wahre Lust, diesem kundigen und geistreichen Führer auf dem langen, aber nie ermüdenden Wege zu folgen, den er uns durch Asien, Afrika und Europa, durch Altertum und Mittelalter bis herab in die Neuzeit führt. . . . Es ist ein Werk aus einem Guß, in großen Zügen und ohne alle Kleinlichkeit geschrieben. . . . Überhaupt möchten wir mit diesen Bemerkungen keineswegs den Verdienst des Verfassers schmälern, dessen schönem, inhaltsreichem

und anregendem Buche wir vielmehr einen recht großen Leserkreis nicht nur unter den zünftigen Gelehrten, sondern auch unter den gebildeten Laien wünschen. Denn es ist nicht nur eine geschichtliche, d. h. der Vergangenheit angehörige Frage, die darin erörtert wird, sondern auch eine solche, die jedem Denkenden auf den Fingern brennt. Und nicht immer wird über solche Dinge so kundig und so frei, so leidenschaftslos und doch mit solcher Wärme gesprochen und geschrieben, wie es hier geschieht. . . ." (W. Nestle i. d. Jahrbüchern f. d. klass. Altert., Gesch. u. deutsche Litter.)

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Professor Dr. O. Weise.

3. verb. Aufl. 8. In Leinwand geb. ℳ 2.60.

Diese Schrift, der vom Allgemeinen deutschen Sprachverein die höchste bisher zuerkannte Auszeichnung verliehen worden ist, hat sich vom Tage ihres Erscheinens an einer stets wachsenden Zahl von Verehrern zu erfreuen gehabt. Sie ruht auf wissenschaftlicher Grundlage, ist jedoch gemeinverständlich und überaus anregend geschrieben und erscheint so geeignet, die äußerliche Auffassung vom Wesen unserer Muttersprache zu bekämpfen und die weiten Kreise der Gebildeten zu fesseln und zu unterrichten.

Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Gesammelt von O. Dähnhardt.

Mit Titelzeichnung von O. Schwindrazheim. 8. Geschmackvoll gebunden ℳ 2.—

Das Büchlein vereinigt Märchen, die Naturerscheinungen zu deuten suchen, die sinnige Anschauung, dichterisches Empfinden und herzlichen Humor vereinigen und die zeigen, wie eng die Natur mit dem Gemütsleben des Volkes verwachsen ist. So wird jeder Freund der Natur wie des Volkes das Büchlein mit Freuden begrüßen, besonders wird es die Naturliebe der Jugend zu fördern geeignet sein und darum als Gabe für diese von Eltern und Lehrern willkommen geheißen werden.

Unsere Pflanzen, ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Von Dr. Fr. Söhns.

2. Auflage. 8. Geschmackvoll gebunden ℳ 2.40.

„Das ist ein Büchlein, an dem man aufrichtige Freude haben kann. Die Poesie blickt uns auf Schritt und Tritt in dem fesselnden Buche entgegen, das mit freudiger Wärme und tiefem Verständnis, klar und lebendig geschrieben ist. Es ist ganz dazu angethan, Liebe und Verständnis für die Pflanzenwelt unserer deutschen Auen, nationalen Sinn und Freude an germanischer Lebensanschauung zu wecken und zu pflegen."
(Leipziger Ztg. 12. 10. 1897.)

Streifzüge durch Wald und Flur von B. Landsberg,

Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Allenstein O/Pr. Eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern. Für Haus und Schule bearbeitet. Zweite Auflage. Mit 84 Illustrationen nach Originalzeichnungen von Frau H. Landsberg. gr. 8. In Original-Einband ℳ 5.—

Von Eichendorffs Wort „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" geht der Verfasser dieses Buches aus. Er will die Jugend anleiten, die Wunder „in Berg und Thal und Strom und Feld" zu sehen und zu verstehen, zu eigenen Streifzügen und Untersuchungen anregen. In drei Jahreskreisen führt das Buch in immer mehr vertiefenderer Weise in die Natur hinein und durch ihr Leben im Laufe eines Jahres hindurch. Durch „Frühlingsweben" und „Erntesegen" zum „Jahresende" führt es im ersten Jahre. Im zweiten lehrt es uns den „Fluß und das Flußthal", den „Sumpf und seine Nachbarschaft", die „Freunde und Feinde der Pflanzen" kennen und führt in das Leben der Pflanzen, ihre „Ernährung, ihr Schlafen und Blühen" betrachtend ein, um mit einer Betrachtung des „Stoppelfeldes" zu schließen. Im dritten Jahre wird das „Erwachen der Natur" begrüßt, die „Ödung und das Seeufer", die „Wiese", wie der „Feldrain und das Roggenfeld" mit ihrem reichen, unerschöpflichen Leben betrachtet. Die „Feinde der Pflanzenwelt" bieten weiteren reichen Stoff und die Betrachtung der „Einwinterung" leitet über zu dem abschließenden „Rückblick" auf „das Leben der Pflanzen". Die von der Gattin des Verfassers nach der Natur gezeichneten Abbildungen bilden einen ebenso nützlichen wie ansprechenden Schmuck des Buches.

Aus Natur und Geisteswelt.
Sammlung
wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.
16. Bändchen.

Die deutschen Volksstämme und Landschaften

von

Prof. Dr. O. Weise.

Mit 26 Abbildungen im Text und auf Tafeln.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1900.

Vorwort.

Von den zehn Abschnitten, in die das Büchlein gegliedert ist, sollen die fünf letzten den fünf ersten zur Ergänzung dienen. Wenn dort mehr die Eigentümlichkeiten der behandelten Volksstämme vorgeführt werden, so hier mehr die Beziehung ihres Siedelungsterrains zu Nachbargebieten und andere den betreffenden Landschaften charakteristische Erscheinungen. Oft war die Auswahl des Stoffes nicht leicht, und manches hat beiseite gelegt werden müssen, um die Skizzen nicht unnütz mit einem zu großen Ballast von Einzelheiten zu beschweren. In der Liste hervorragender Männer wird man vielleicht diesen oder jenen Namen vermissen. Der Gesichtspunkt bei der Auswahl war hier der, daß einerseits die bahnbrechenden und besonders bedeutsamen Vertreter von Kunst und Wissenschaft genannt würden, andererseits weniger berühmte in der Regel nur dann, wenn die entsprechende Landschaft deren eine größere Anzahl hervorgebracht hat.

Zum Verständnis des verschiedenartigen Gebrauches, der von dem Worte Sachsen gemacht wird, mag folgendes erwähnt werden: Das alte Stammesherzogtum dieses Namens im nordwestlichen Deutschland wurde 1180, da Heinrich der Löwe dem Kaiser Barbarossa die Heeresfolge gegen die Lombarden verweigert hatte und geächtet worden war, aufgelöst und großenteils zum Bistum Köln, zur Landgrafschaft Thüringen und zu anderen Gebieten geschlagen. Nur ein kleiner Teil im Osten bestand noch unter dem Namen eines Herzogtums Sachsen fort und wurde dem Sohne Albrechts des Bären, Bernhard von Askanien, verliehen. Dessen Nachfolger erhoben Wittenberg zur Residenz, da sie aber das Land unter sich teilten, gab es fortan zwei sächsische Linien, Lauenburg und Wittenberg. Letztere erscheint seit der goldenen Bulle (1356) als Kurfürstentum;

als sie jedoch 1422 ausstarb, wurde der Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, von Kaiser Sigismund mit dem Herzogtum Sachsen belehnt, und seitdem ging der Name Sachsen allmählich auch auf die Mark Meißen und die übrigen wettinischen Länder (die sächsischen Herzogtümer Thüringens) über. Doch bezeichnet man diese mitteldeutschen Gebiete wissenschaftlich, um sie von den ursprünglich gleichnamigen niederdeutschen zu scheiden, als Obersachsen.

Daß der umfangreiche Stoff in dem Rahmen eines kleinen Bändchens nicht erschöpft werden konnte, ist selbstverständlich. Doch habe ich mich bemüht, auf engem Raume möglichst viel zur Darstellung zu bringen. So sende ich denn das Büchlein hinaus und wünsche ihm den gleichen Erfolg, dessen sich mein bereits in derselben Sammlung erschienenes über das „Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit“ zu erfreuen hat.

Eisenberg, S.-A., im September 1899.

O. Weise.

Verzeichnis der Tafeln.

Für die Überlassung des hier zum erstenmale aus dem Besitz des städtischen Museums der bildenden Künste in Leipzig veröffentlichten Aquarells von Moritz von Schwind, wie für freundliche Unterstützung bei der Auswahl einiger anderer Abbildungen, ist die Verlagsbuchhandlung Herrn Dr. Julius Vogel, Custos an diesem Museum, zu Danke verbunden.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Um Christi Geburt bildeten Rhein und Donau die West- und Südgrenze deutschen Landes; was jenseits dieser Flüsse lag, war im Besitz der Römer. Wohl hatten die Cimbern und Teutonen sowie später die Sueven unter König Ariovist jene Linie überschritten, waren aber nach hartnäckigen Kämpfen überwunden worden; wohl schoben auch die Römer im Beginn der christlichen Zeitrechnung ihre Heeressäulen ostwärts bis an die Elbe vor, wurden aber vom Cheruskerfürsten Arminius im Teutoburger Walde dermaßen aufs Haupt geschlagen, daß sie fortan darauf verzichteten, sich an der Weser festzusetzen. Im Norden und Osten reichte das deutsche Gebiet damals etwa so weit wie heutigen Tags. Ein gewaltiger Umschwung trat in den Besiedelungsverhältnissen erst durch die Völkerwanderung ein. Als seit dem 3. Jahrhundert zahlreiche Germanenscharen nach Gallien und anderen Provinzen des morschen Römerreichs vordrangen, rückten Slaven in die frei gewordenen Sitze östlich der Elbe und Saale, wo sie so lange unbehelligt blieben, bis die deutschen Kaiser daran dachten, jene verloren gegangenen Länderstrecken dem Reiche und dem Deutschtum zurückzugewinnen. Dieses gewaltige Werk, das Karl der Große mit dem Schwerte begann und die sächsischen Kaiser durch kriegerische Unternehmungen kraftvoll förderten, wurde im 13. Jahrhundert durch friedliche Kolonisation ziemlich zum Abschluß gebracht. Gegenwärtig treffen wir, abgesehen von den Grenzgebieten Schlesien, Posen und Preußen, nur noch im mittleren Böhmen und in der Lausitz geschlossene slavische Siedelungen an; daß sich solche aber einst über alle ostelbischen und ostsaalischen Gebiete ausdehnten, läßt sich noch aus den überall begegnenden Ortsnamen auf -in, -itz, -sitz, -schütz, -gard, -owo u. a. erkennen.

Waren die Deutschen vor Beginn der Völkerwanderung meist in viele kleine Völkerschaften zersplittert, so vereinigten sie

sich seit dem 3. Jahrhundert nach Christi Geburt zu großen Bündnissen. Bald geschah dies wohl durch friedlichen Zusammenschluß, bald vermutlich so, daß ein mächtiger Gau die minder starken Nachbarn mit Gewalt an sich kettete und seinem Gebote unterwarf. Auf diese Weise entstand zwischen Donau, Main und Oberrhein der Völkerbund der Alemannen, am Niederrhein die Gemeinschaft der Franken, zwischen Nordsee und Harz, Elbe und Rhein die der Sachsen. In deren Nachbarschaft erstarkte auf den Inseln und zum Teil an der Küste der Nordsee die Vereinigung der Friesen*); an der Saale schlossen sich die Hermunduren mit den Angeln und Warnen (Werinern) zum Bunde der Thüringer (Duringer) zusammen, während an der Moldau die Markomannen und Quaden den Stamm der Baiern (Bajovarii = wehrhafte Männer von Baja oder Bajaheim d. h. Böhmen) ins Leben riefen.

Einige von diesen neugebildeten Volksgemeinschaften haben ihre urdeutschen Wohnsitze nicht verlassen, können sich also mit einem gewissen Recht als Ureinwohner bezeichnen, andere haben erst nach längerem Umherziehen die Stätte ihrer jetzigen Siedelung gefunden oder ihr Gebiet auf Kosten der Nachbarn vergrößert. Jenes gilt von den Sachsen und Friesen, zum Teil auch von den Thüringern, dieses von den übrigen. So haben die Kernvölker des Alemannenbundes vor ihrem engen Zusammenschluß einst als Semnonen und Sueven an der Spree gesessen, die Baiern dagegen sind über den Böhmerwald nach ihren heutigen Sitzen an der Isar gezogen, um die römische Provinz Vindelicien zu besetzen, die Franken endlich haben sich vom Niederrhein über einen großen Teil Galliens (das nach ihnen Frankreich d. h. Frankenreich genannt wurde), über das mittlere Rheinthal und das Maingebiet ausgebreitet. An der viel später erfolgenden Germanisierung des Ostens aber beteiligten sich fast sämtliche Stämme, am wenigsten die Alemannen und die Friesen, die am entferntesten wohnten; und zwar wurden die Ostseelandschaften hauptsächlich von den Sachsen dem Deutschtum zurückgewonnen, die Mark Meißen,

---

*) Jetzt beschränkt sich das Gebiet des friesischen Stammes auf die Inseln und den nordöstlichen Teil der Niederlande. Wir widmen daher den Friesen im folgenden kein besonderes Kapitel.

Posen und Schlesien besonders mit thüringischen und fränkischen Bauern kolonisiert, die römischen Provinzen Noricum und Pannonien aber, d. h. die Gegend südlich des Donaulaufs von Passau bis über Wien hinaus, als Ostmark (= Ostreich oder Österreich) von den Baiern besiedelt.

Allerdings ist uns über diese Vorgänge so gut wie keine schriftliche Nachricht aus jener Zeit zugekommen, doch erhalten wir aus Ortsnamen häufig Andeutungen über die Herkunft der Bewohner einzelner Kolonien und aus der Sprache der verschiedenen Stämme ziemlich sichere Aufschlüsse über die Ausdehnung ihres zusammenhängenden Niederlassungsgebietes. Wenn wir auf ursprünglich slavischem Boden Orte wie Flemmingen oder Frankfurt finden, so bekunden diese Namen, daß sich dort Flamländer und hier Franken niedergelassen haben, und wenn wir gewisse mundartliche Eigentümlichkeiten in bestimmten Gegenden anfangen oder aufhören sehen, so können wir vermuten, daß dort eine alte Gaugrenze zu suchen ist. Niedersachsen weist z. B. die Verkleinerungsendung ke(n) auf (vgl. Nelke = Nägelke = oberdeutsch Näglein nach der Ähnlichkeit mit dem Nagel; Reineke, der kleine Reinhard, Küken = Küchlein) und bewahrt den altdeutschen P-laut, der schwäbisch-bairische Süden aber bildet die Deminutiva mit l und hat altes p meist zu pf oder f verschoben (Pfeife = Piepe), endlich das fränkisch-thüringische Mitteldeutschland schwankt in beiden Fällen zwischen ober- und niederdeutschem Brauche. Auf den friesischen Inseln verkleinert man mit -k (Steenk = Steinchen), an der Rheinmündung mit -tje (Mehrzahl -tjes, z. B. in Matjesheringe = Mädchenheringe); östlich vom Lech dient denselben Zwecken die Endung -l, -el oder -erl (z. B. Bildstöckl, Rössel in Rösselsprung, Busserl), westlich davon -le, -la und -li (Büeble, Madla = Mägdlein, Füßli).

Doch abgesehen von diesen und ähnlichen Spracheigentümlichkeiten finden wir bei den einzelnen Stämmen auch noch andere Abweichungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet haben. Sie erklären sich teils aus den Einflüssen der bewohnten Landschaft und ihres Klimas oder aus der Berührung mit den Nachbarn, teils daraus, daß an der einen Stelle gemeindeutsche Sitten und Gewohnheiten zäh festgehalten, an der anderen aber wieder aufgegeben worden sind, oder durch sonstige Einwirkungen. So kommt es, daß sich trotz des Bestrebens der Neuzeit, alles Eigenartige zu ver-

wischen und auszugleichen, die verschiedenen deutschen Landschaften in mannigfacher Hinsicht ein besonderes Gepräge bewahrt haben. Wie die Volksstämme seit vielen Jahrhunderten in denselben Sitzen verblieben sind, so haben sie auch noch bis zur Gegenwart ein gut Teil ihrer unterscheidenden Merkmale behauptet oder neue ausgebildet. Von diesen konnten naturgemäß auf so engem Raume, wie er uns zur Verfügung steht, nur die wesentlichsten herausgehoben werden. Auch war es nicht möglich, hier alle Abweichungen, die sich innerhalb der einzelnen Landschaften finden, vorzuführen, vielmehr kam es uns nur darauf an, den Gesamtcharakter der Hauptstämme und Landschaften zur Darstellung zu bringen.

I.

Die Sachsen.

Im Nordwesten unseres Vaterlandes ist die Heimat der Sachsen. Dort breitet sich ein meist ebenes, flaches Gefilde aus, teils mit fruchtbarem Marschboden, teils mit öden Moor- und Heidestrecken bedeckt. Schilf und Binsen, Erika und Ginster giebt es da in großer Menge, selten dagegen Bäume oder Sträucher, auf denen das Auge ruhen könnte, noch seltener eine Hütte oder einen anderen Gegenstand, der sich aus der einförmigen Landschaft heraushöbe. Und dieses vielfach eintönige Gebiet wird im Norden begrenzt von dem weitausgedehnten Meere, das mit seinem gleichmäßigen Wogengange weniger fröhlich stimmt als beruhigt oder in sanfte Schwermut versetzt. Wie hier die Möve, so sind dort der Kiebitz und das Moorhuhn oft die einzigen Wesen, welche die tiefe Stille durch einen Schrei oder klagenden Laut unterbrechen; und so darf es denn nicht wunder nehmen, daß der Wanderer, der den ganzen Tag in dieser Gegend seines Weges gezogen ist, häufig von Melancholie befallen wird; fast selbstverständlich aber muß es sein, daß die Bewohner dieses Himmelsstriches eine ernste und ruhige Gemütsart aufweisen. Von leichter Erregbarkeit, feurigem, sanguinischem Temperament ist bei ihnen keine Rede. Wer imstande ist wie sie mit Holzpantoffeln fürbaß zu schreiten und dabei die thönerne Tabakspfeife zu rauchen, kann nicht allzu lebhaften Geblütes sein. Damit steht im Einklang, daß sie den buntfarbigen Flitterstaat, womit sich der Südländer gern ausputzt, nicht lieben, sondern selbst bei festlichen Gelegenheiten gern in einfachen, dunklen Gewändern einhergehen. Die grobe Wolle der Heideschnucken, die die Lüneburger Heide bevölkern, liefert vielfach den Stoff zu ihren Kleidern.

Auch die feuchte, oft nebelschwangere Luft ist nicht gerade dazu angethan, eine fröhliche Stimmung zu erzeugen, härtet dagegen den Körper ab und nötigt ihn, eine kräftigere Kost zu sich zu nehmen als dies im wärmeren Süden zu geschehen pflegt. Schon der alte Kosmograph Sebastian Münster berichtet: „Die Sachsen speisen ihre Kinder nit mit Brey oder Pappen, aus Mehl oder Milch gemacht, wie im oberen Teutschland, sondern geben ihnen grobe Speise." Die Erwachsenen aber nähren sich in jenen Gegenden seit langer Zeit vorzugsweise mit grobem Schwarzbrot und fettem Kartoffelpuffer, mit derben Bohnen und Buchweizengrütze; Pökelfleisch ist ein niederdeutscher Ausdruck, und Speck und Schinken gehören zu den Lieblingsgerichten des westfälischen Bauern; ja sie bilden einen so festen Bestandteil seiner täglichen Nahrung, daß der Schinken auf einem Gemälde in der Soester Marienkirche zur Wiese die Stelle des Osterlammes vertritt. Und erfreuten sich nicht die Braunschweiger und hannöverschen Fleischwaren zu Schillers Zeit eines so guten Namens, daß dieser in einem Epigramm ein Paket Göttinger Würste als Preis aussetzen konnte? Am bekanntesten und eigenartigsten ist von den Genußmitteln Westfalens jedenfalls der Pumpernickel. In geringen Mengen genossen, bildet er jetzt vielfach einen Leckerbissen für Feinschmecker, ist aber doch nicht jedermanns Sache, selbst wenn er wie im Lande seiner Herkunft mit einer ebenso dicken Butterlage bestrichen wird als die Stärke der Brotschnitte beträgt. Ja mancher wird das Urteil jenes Franzosen unterschreiben, der das seltsame Wort nach seiner Art mit bon pour nickel (gut für Nickel = Schweine, Hunde, Kaninchen) erklärte, während es entweder aus bonus paniculus (gutes Brot) oder aus pumpern (bombare, dumpf tönen, poltern) und Nickel (= Nikolaus, vgl. Bokwetenhinrik, Buchweizenheinrich = Buchweizenpfannkuchen und tirolisch Kommißnickel = Kommißbrot) entstanden ist. Nach alledem werden wir begreifen, was Justus Lipsius veranlaßt hat, sich in seinem Bericht über eine durch jenen Himmelsstrich unternommene Reise zu äußern: In Scytharum eremia mihi videor nec inter homines; omnes hic suilli, scrofae, porci. Barbaria nulla barbara est prae hac Westfalia, cibi vix humani, panis ater, gravis, acidus (Ich komme mir vor wie in die Einöde des Scythenlandes versetzt und nicht unter Menschen . . . Es giebt keinen größeren Mangel

an feinerer Lebensführung als in Westfalen, die Speisen sind kaum die eines Menschen, das Brot ist schwarz, schwer und sauer).

Der Erörterung über die festen Nahrungsmittel lassen wir die über die flüssigen folgen. Auch in deren Konsum haben die alten Sachsen Bedeutendes geleistet. Bis zum Beginn der Neuzeit standen sie im Rufe der stärksten Biertrinker, ernteten also das zweifelhafte Lob, das jetzt ohne Bedenken den Baiern erteilt wird. Braunschweiger Mumme war über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt, ehe noch die Münchener Bräue von sich reden machten, und der Broihan, der den Namen des Erfinders weithin verbreitet, ist in Hannover heimatsberechtigt.*) Die altberühmte Gose, die heute auch in Döllnitz bei Leipzig und anderswo gebraut wird, stammt aus Goslar am Goseflüßchen, und das Eimbecker Bier, womit Herzog Erich von Braunschweig Luther während des Wormser Reichstags erquickte, ist nach der Stadt Eimbeck benannt. Endlich hat die Wiege des Gambrinus (=Jân primus, Herzog Johann I. von Brabant am Ende des 12. Jahrh.**)) nicht weit von dem Gebiete der Sachsen, in den benachbarten Niederlanden gestanden. Indes sind jene Zeiten der Völlerei und des übertriebenen Biergenusses für das nordwestliche Deutschland vorüber. Jetzt hat in den niederen Ständen der Gerstensaft einen bedeutenden Nebenbuhler am Branntwein, in den höheren am Rotwein und am Thee erhalten; ja vielfach spielt der letztere im Haushalt der Familie eine solche Rolle, daß z. B. in Flensburg die Abendstunden darnach bestimmt werden: vor dem Thee, zum Thee und nach dem Thee. Zuweilen wird von westfälischen und hannöverschen Landleuten noch heute der altdeutsche Labetrunk aus gegorenem Honig (Met) zum Willkommengruße gereicht.

Wie der Niedersachse in dieser Beziehung seiner alten Gewohnheit treu geblieben ist, so hat er auch in anderer Hinsicht die Sitte und Art der Väter sorgfältig gewahrt. Das zeigt sich schon in seinem Äußern. Wenn irgendwo, so findet man im nordwestlichen Deutschland den germanischen

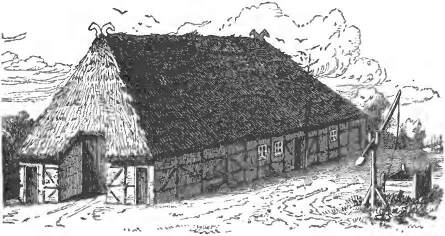
*) Christian Mumme erfand sein Bier 1492, Braumeister Broihan das seinige 1526.

**) Dieser ließ sich als Ehrenmitglied in die Brüsseler Brauergilde aufnehmen.

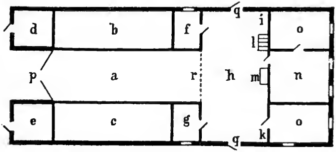
Körpertypus unverfälscht erhalten. Mit Recht bemerkt Annette v. Droste-Hülshoff, es gebe in ihrer Heimat alte Flachsköpfe, die vor Blondheit nicht grau würden, und nach den Untersuchungen, die Professor Virchow vor einer Reihe von Jahren an den Schulkindern Deutschlands, Österreichs und der Schweiz hat vornehmen lassen, ist der stärkste Prozentsatz Blondhaariger und Blauäugiger im Norden. Für Schleswig-Holstein und Oldenburg beläuft sich deren Zahl auf 43%, für Hannover und Braunschweig auf 41%, während in Mitteldeutschland die Ziffer der Blonden auf 30%, in Süddeutschland auf 18—20%, in der Schweiz auf 11% herabsinkt. Auch entspricht der schmale Gesichtsschnitt und der schlanke Wuchs der Niedersachsen am besten den Vorstellungen, die wir uns von den alten Germanen zu machen pflegen; wir begegnen ihm, jedoch vereinigt mit brünettem Typus, nur noch im Südosten, dagegen weisen der Nordosten und der Südwesten, wo stärkere Mischungen mit Slaven und Kelten stattgefunden haben, viel Menschen mit dem Lutherschen Breitgesicht auf. Dabei sind die stattlichen Gestalten der Sachsen kraftbegabt, gestählt durch Feldarbeit oder durch den unaufhörlichen Kampf mit den Wogen, gegen deren zerstörende Thätigkeit es gilt, unermüdlich „auf dem Damme" zu sein.

Ebenso wenig wie die äußere Erscheinung hat sich bei ihnen die Anlage von Haus und Hof geändert, vielmehr entspricht die Bauart ihres Heims ziemlich genau der altgermanischen Siedelungsweise. Vor allen Dingen ist es einheitlich gestaltet und konzentriert; Menschen und Vieh, Wohn- und Schlafräume, Scheunen und Stallungen befinden sich unter einem Dache. Der Giebel des einstöckigen Gebäudes zeigt gewöhnlich als einzigen Schmuck zwei Pferdeköpfe; denn das Roß stand bei diesem Volksstamme in hohem Ansehen und erhielt daher vielfach seinen Platz im Wappen (z. B. im Braunschweiger). Gegenüber der süddeutschen Schindelbedachung gewahren wir hier hohe, trutzig herabgezogene Strohdächer. Wenn man zum großen Thor des Hauses hineingetreten ist, so steht man auf der Tenne (Diele) und hat zu beiden Seiten die Ställe für Rinder und Pferde, sowie über sich die Lagerstätte für die Erträgnisse der Felder und Wiesen. Geht man dann weiter, so erreicht man das Flet (Flett) mit dem Herde, über dem sich ein gewaltiger Rauchfang erhebt, gefüllt mit allerhand

Fleischwaren. Daran schließen sich die Wohnstube und die Kammern an. Der Mittelpunkt des ganzen Hauses ist also das Flet. Von dort aus kann die Hausfrau alles betreiben, was ihr am Herzen liegt, für das Essen sorgen, sich des Viehs annehmen und den Haupteingang im Auge behalten. In diesem Raume, wo sich die Familie gern nach des Tages



a Diele. b Kuhstall. c Pferdestall. d Gänsestall. e Schweinestall. f Koje oder Vorratskammer. g Mägdekammer. h Flett. i Waschort. k Tisch mit Bänken. l Kellertreppe. m Herd. n Wohnstube. o Kammern. p Lange Thür. q Kleine Thüren. r Mit einer Thür versehene Zwischenwand in neueren Häusern.



Sächsisches Haus.

(Nach E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde.)

Last und Hitze zu Mahlzeit und Gespräch vereinigt, werden auch allerhand feierliche Handlungen verrichtet. Wenn der junge Bursche beim Brautlauf seine Auserkorene gefangen hat, so trägt er sie auf die Diele des Hauses und wandelt mit ihr dann dreimal um den Herd herum, damit sie sich da eingewöhne und die Stätte ihres künftigen Wirkens lieb gewinne.

Am Herde wird die junge Frau, wenn sie nach der Hochzeit in's neue Heim gezogen ist, von ihren Schwiegereltern zuerst begrüßt, um den Herd wird die neugemietete Magd geführt, ehe sie ihres Amtes im Hause waltet. In seinen vier Pfählen duldet der Bauer selten fremde Leute. Ist es erforderlich, eine Zimmer-, Schmiede- oder Schlosserarbeit vorzunehmen, so macht er sich entweder selbst daran oder läßt sie von einem seiner Knechte ausführen.

Während sich der Sachse im Innern seines traulichen Gehöftes eng an die Seinigen anschließt, so meidet er nach außen hin allzunahe Berührung mit andern. Am liebsten ist er auf sich allein gestellt. Dieses zurückhaltende Wesen tritt uns auch in der Art der Ansiedelung entgegen, die sich wiederum mit der altgermanischen deckt. Genau so, wie es Tacitus beschreibt, läßt sich der Sachse an einer Stelle nieder, die ihm zusagt, fern vom Besitztum des Nachbarn und abgelegen von der breiten Landstraße, deren Treiben ihn wenig fesselt. Rings um den Hof liegen die Felder und Wiesen, Gärten und Kampe. Das Ganze ist demnach hübsch abgerundet, selbst die Grundstücke bilden oft eine in sich geschlossene Masse, insofern sie durch Knicks, d. h. buschholzbewachsene Dämme oder Einzäunungen anderer Art, voneinander abgetrennt sind. Kann es demnach als ein charakteristischer Zug des niedersächsischen Landes bezeichnet werden, daß sich dort so viele einzeln liegende Gehöfte Jahrhunderte lang erhalten haben*), so kommen doch in jener Gegend auch größere Niederlassungen vor, ja in Ostfalen ist das Haufendorf, eine lockere Gruppe planlos angelegter Hofstätten von mäßiger Anzahl, ziemlich stark verbreitet. Und in diesen Dörfern hat sich mitunter bis in die jüngste Zeit der alte Brauch erhalten, daß Angehörige derselben Sippe beieinander sitzen. Zahlreiche Familiennamen auf -ing, die namentlich in Ostfriesland vorkommen, z. B. Ebbing,

*) „Die Ansicht Meitzens, diese Einzelhöfe seien nicht germanischen, sondern keltischen Ursprungs, namentlich in Westfalen, wo allerdings erst zu Cäsars Zeit keltische Menapier von den siegreichen Germanen verdrängt wurden, ist nicht genügend begründet durch den Hinweis auf die Wohnweise der gallischen, britannischen und irischen Kelten in Einzelhöfen und durch die Annahme, daß das keltische Hallenhaus das Vorbild des niedersächsischen Bauernhauses sei.“ (Elard Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde S. 30.)

Eggeling, weisen noch auf solche Geschlechterniederlassungen hin, ebenso die Ortsnamen auf -ingen und -ungen, die wir im ganzen westlichen Deutschland häufig vorfinden und die wohl hier am frühesten gebildet worden sind, z. B. Göttingen. Denn dieses Wort bezeichnet von Haus aus soviel als Nachkommen oder Angehörige des Godo*) (Kurz- oder Koseform von Godehard, Godewald, Godefried oder eines anderen mit Gott zusammengesetzten Eigennamens), deutet also bestimmt auf eine Sippenansiedelung, bei der sich die Verwandten in der Nähe des Vaters niederließen. Im Holsteinischen, z. B. in Büsum, haben sich solche Geschlechtsverbände bis weit in unser Jahrhundert hinein behauptet, ja noch immer sind sie auf abgelegenen Eilanden wie der Ostseeinsel Fehmarn nachweisbar. Zuweilen schlossen sich mehrere von ihnen zu Schutz und Trutz zusammen; so ist ganz Ditmarschen im westlichen Holstein während des Mittelalters zu einem bäuerlichen Geschlechterstaate zusammengewachsen, der wiederholt heftige Fehden mit den Königen von Dänemark zu bestehen hatte und sich bei Bornhövede (1227) sehr wacker schlug.

Ferner hat die wissenschaftliche Forschung gezeigt, daß die Gegend zwischen Rhein, Elbe und Harz zu den ältesten germanischen Siedelungsgebieten auf deutschem Boden gehört. Sonach ergiebt sich, daß die Sachsen auch in der Hinsicht am konservativsten waren, als sie in ihren frühesten Sitzen verblieben. Während alle möglichen anderen Stämme im Gewoge der Völkerwanderung nach Westen oder Süden zogen, verweilte die Hauptmasse von ihnen unentwegt im alten Erbe der Väter; nur einzelne Teile rückten in andere Länder, so die Angeln, die über den Kanal nach Großbritannien übersiedelten und dort ein Angelnland (= England) gründeten.

Jedoch auch in anderer Beziehung hielten die alten Sachsen mit Zähigkeit am Hergebrachten fest. Einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie hat die Behauptung ausgesprochen, daß in den Gegenden zu beiden Seiten der Unterelbe vom Harz bis nach Brandenburg hinein der älteste Kern altgermanischer Mythen anzutreffen sei. Die abergläubischen Gebräuche und Anschauungen, die an

*) Genauer genpmmen „zu den Nachkommen des Godo"; denn die deutschen Ortsnamen sind von Haus aus Dative.

Walpurgis (Frühlingsanfang), an die Sommer- und Wintersonnenwende (die sogenannten Zwölfnächte oder Zwölften) anknüpfen, zeigen dort ein viel älteres Gepräge als anderswo. Die Hauptgötter der alten Deutschen aber, die in den übrigen Gebieten unseres Vaterlandes gewöhnlich nur noch unter gewissen Beinamen fortleben, Wotan und Frigg, haben sich dort in einer Reihe von volkstümlichen Überlieferungen unter ihrem alten Namen erhalten, z. B. heißt es vom wilden Jäger: „Wode tüht" (Wotan zieht). Da sich nun auf dem östlichen Elbufer schon bald nach dem Wegzuge der Deutschen slavische Stämme festsetzten, so würde anzunehmen sein, daß geschlossene Gruppen von Germanen, wenn auch als Hörige, in der Mark und in Mecklenburg unter den Fremdlingen zurückgeblieben sind, die das altüberkommene mythologische Gut getreu bewahrten und später auch wesentlich mit dazu beitrugen, daß jene Landschaften dem Deutschtum so schnell wieder zurückgewonnen wurden. Denn „davon kann keine Rede sein, daß die betreffenden Traditionen gleichsam eine Nachgeburt christlich-deutscher Kolonisation wären". Und verfolgen wir den Gang der Kulturgeschichte weiter, so finden wir, daß die Sachsen der letzte unter den deutschen Stämmen waren, der das Christentum annahm. Schon längst bekannten sich die Franken zu der neuen Lehre, zumal sich König Chlodwig nach der Alemannenschlacht 496 taufen ließ, schon längst hatten irische und englische Glaubensboten in dem gut kultivierten Gebiete des einst römischen Süddeutschlands mit Erfolg das Evangelium gepredigt und auf alemannischem (Columban, Gallus), sowie bairischem (Emmeran) Boden Klöster und Bischofssitze gegründet. Und während Winfried (Bonifatius) segensreich und glücklich bei Thüringern und Hessen wirkte, vermochte er die starrköpfigen Nordwestdeutschen nicht von der Wahrheit des Glaubens an den Gekreuzigten zu überzeugen, fand vielmehr bei den Friesen 755 seinen Tod. So mußte denn Karl der Große hier mit Gewalt eine Änderung herbeiführen. Mehr als dreißig Jahre hat er gegen das trotzige Volk der Sachsen im Kriege gelegen (772—804); erst als er ihre bedeutendsten Heiligtümer zerstört (Irminsul = große Säule oder nach anderen Arminiussäule), ihr Land schrecklich verheert, sie der Freiheit beraubt und, wie in einer Quelle überliefert wird, Tausende von ihnen erbarmungslos niedergemetzelt hatte, ließen sie sich meist dazu

herbei, die christliche Lehre anzunehmen, voran König Widukind. So hat denn der Volksmund recht, wenn er Karl den Großen über das westfälische Sauerland (= Süderland) äußern läßt: „Das ist mir ein sauer Land geworden.“ Jedoch ist nicht zu bezweifeln, daß auch unter Ludwig dem Frommen noch manche Sachsen an dem Glauben ihrer Väter festhielten, wie Elmar, Herr vom Habichtshofe, in Fr. W. Webers Epos Dreizehnlinden, der sich erst 822 taufen ließ.

Dasselbe wie vom Bereiche der Religion gilt von dem der Sprache. Die wichtigsten Veränderungen, die sich in der Lautlehre auf deutschem Boden vollzogen haben, sind vom Süden ausgegangen und allmählich nach Norden vorgedrungen. Aber mochten sie vom alemannischen oder bairischen Stamme herrühren, gleichviel, sie prallten an dem festen Walle des niedersächsischen Wesens wirkungslos ab: so die hochdeutsche Lautverschiebung, von der die P-, K- und T-laute betroffen wurden (vgl. hochdeutsch Pfeffer und Wasser mit niederdeutsch Peper und Water); so ferner die Umgestaltung des s vor Liquiden (n, m, l: Schnauze, schmal, schlecht gegenüber Snute, smal, slecht) und, wenn auch nicht in der geschriebenen Sprache, vor p und t (schpringen, schtellen gegenüber nordwestdeutschem springen, stellen)*); so endlich die Verwandlung des langen î, û und ü (iu) in ei, au und äu (Zeit und Haus gegenüber Tid und Hus). Mit großem Selbstgefühl sagt daher Lauremberg:

„De Sprake in ganz Neddersachsenland
blyfft unverrückt un hefft Bestand“

und ein anderer plattdeutscher Dichter äußert:

„Uns' Sprak is as uns' Heiden
ursprüngelk noch un free
Uns' Sprak is deep un mächtig
un prächtig as de See.“

Kann es da auffällig erscheinen, daß in derselben Gegend das römische Recht den zähesten Widerstand fand und erst dann langsam eingeführt wurde, als es bereits in Süd- und

*) Mundartlich auch häufig vor k, z. B. in den Ortsnamen Schkeuditz, Schkölen, und in Appellativen wie Schkat, ferner hinter r (Versch, Müllersch = Vers, Müllers); vereinzelt auch in der Schriftsprache: Kürschner (= mittelhochdeutsch kürsenaere), birschen (= mhd. birsen), Kirsche (= mhd. kirse), Barsch (= mhd. bars).

Mitteldeutschland überall festen Fuß gefaßt hatte? Während die meisten Städte dieser Gegend schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts den italienischen Prozeß fast ohne Prüfung aufnahmen, verfuhren Hamburg und Bremen noch im 16. Jahrhundert nach altsächsischem Rechte. Und als sie sich schließlich durch den Einfluß des übrigen Deutschlands zu einem Wandel genötigt sahen, gewährten sie erst dem Privat- und dann dem Staatsrecht Zutritt, nahmen aber den fremden Prozeßgang nicht mit Haut und Haaren an, sondern verschmolzen ihn mit dem altsächsischen. Hatte doch auch dieses um 1230 im Sachsenspiegel niedergelegte Stammesrecht weit mehr Selbständigkeit behauptet als das der Schwaben, Baiern und Thüringer, die alle mehr oder weniger vom fränkischen beeinflußt worden waren.

Endlich auf politischem Gebiete zeigt sich die niedersächsische Hartnäckigkeit z. B. in der Treue, mit welcher die Hannoveraner seit 1866 an der welfischen Dynastie hängen. Obwohl von da an schon über dreißig Jahre ins Land gegangen sind, so kann man doch bei jeder Reichstagswahl die Beobachtung machen, daß noch sehr viel Stimmen für die Vertreter dieser Partei abgegeben werden. Und wer einmal in Braunschweig oder Hannover einige Zeit geweilt hat, wird die Überzeugung gewonnen haben, daß es noch lange dauern wird, ehe in dieser Beziehung eine Änderung eintritt, trotz der großen Verdienste, die sich die Hohenzollern um das Land der Welfen erworben haben.

Auf diesem Boden fanden natürlich Rittertum und ritterliche Sitte während des Mittelalters wenig Eingang, und infolge davon erschien die Bevölkerung den höfischen Dichtern roh und ungebildet. Um so echter und ursprünglicher aber erhielt sich dort das Bauerntum. Westfalen ist das klassische Land der Meier (= major domus, Oberaufseher auf einem Gute, Bewirtschafter oder Pächter eines solchen). Die Strohmeier und Wehmeier, Ebmeier und Siebmeier, Mönkemeier und Twetemeier oder wie sie sonst heißen mögen, sind hier in reicher Zahl zu finden. Der beste Vertreter dieses Landstrichs aber ist der westfälische Hofschulze, wie ihn uns Immermann in seinem Oberhof geschildert hat. „Er mochte ein Mann von etlichen sechzig Jahren sein, doch trug er den starken, knochichten Körper noch ganz ungebeugt. In dem rotgelben Gesichte war

der Sonnenbrand der fünfzig Ernten, die er gemacht hatte, abgelagert, die große Nase stand wie ein Turm in diesem Gesichte, und über den blitzenden, blauen Augen hingen ihm weiße, struppige Brauen wie ein Strohdach. In seiner ganzen Gestalt prägte sich das Erdgeborene, Erdzähe und Dauerbare des niedersächsischen Geschlechts aus, eine feste Mischung von Ehrwürdigem und Verschmitztem, von Vernunft und Eigensinn. Er war ein rechter, uralter, freier Bauer im ganzen Sinne des Worts, wie man sie nur noch in Westfalen finden kann, wo eben das zerstreute Wohnen und die altsassische Hartnäckigkeit nebst dem Mangel großer Städte den ursprünglichen Charakter Germanias aufrecht erhalten hat." Und mit dieser Charakteristik des Hofschulzen stimmt die Schilderung überein, die Wolfgang Müller aus Königswinter vom ganzen Volke und von seinen Bewohnern entwirft:

Selten selbst liegt Dorf und Flecken auf diesen weitgeplanten Strecken,
Einsam auf stillgehegtem Gut wohnt dort der Bauersmann; er thut
Nicht markten regsam frisch beim Handel, eintönig ist der Heimat Wandel.
Und wie das Land, so sind die Leute, wie's gestern war, so ist es heute
In ihrem Herzen; offen, grad, schnurstracks so wandeln sie den Pfad;
Stark, fest in dem, was sie erfaßt, doch ruhig immer, nie in Hast,
Dann aber zäh und unverdrossen. Der Mensch ist dort so abgeschlossen
Fast wie sein Haus, das seine Gipfel einsam hinausstreckt in die Wipfel
Des Hains und aus den Fenstern weit hinsieht auf Wies' und Feldgebreit.

Damit sind zugleich einige Züge angedeutet, auf die wir noch etwas näher eingehen wollen. Der Niedersachse ist gehalten, zugeknöpft, gemessen, schwer nahbar. Bei der ersten Begegnung zeigt er sich oft so kühl und zurückhaltend, daß man sich eher von ihm abgestoßen als angezogen fühlt.*) Freundliches Entgegenkommen, viele Worte machen ist nicht seine Sache; es dauert oft lange, bis man mit ihm warm wird, was besonders den befremdet, der aus südlicheren Gegenden kommt. Sein Gemüt dringt nicht bis zur Oberfläche, ja es ist fast, als scheute er sich, die Gefühle, die sein Inneres bewegen, im Antlitz kund zu geben. Weichheit der Empfindung kann

*) Knasterbart (einer, der gern brummt) ist ein niederdeutscher Ausdruck, der sich von canastro, dem geflochtenen Tabakskorbe und dann dem Tabak selbst, herleitet, und Muffrika heißt die Gegend des Emslandes im Volksmunde vermutlich von dem muffigen, d. h. verdrießlichen, mürrischen Wesen der Bewohner; wenigstens bezeichnen sich die Holländer und Deutschen an der Grenze gegenseitig als moffs.

man eben nicht in einem Lande erwarten, wo der Kampf mit den Unbilden des Meeres und der Unwirtlichkeit des Moor- und Heidelandes das Seelenleben abhärtet. So stand der Sachse früher auch im Rufe der Ungastlichkeit und verschiedentlich wird erzählt, daß ein Bauer den um Unterkunft bittenden Wanderer mit den Worten abgewiesen habe: „Lieber Gast, das Weib ist nicht zu Hause.“ Aber unter der rauhen Schale birgt sich ein edler Kern. Wer einmal den Schlüssel zu der verborgenen Kammer seines Herzens gefunden hat, kann sich dessen freuen und ist gewiß, einen wahren Freund zu besitzen, der es aufrichtig und ehrlich meint. In Westfalen trägt man nicht bloß für das leibliche Wohl des Gesindes Sorge, sondern auch für das geistige und seelische. Die Freimaurerei, die vor allem Brüderlichkeit, Wohlthätigkeit und überhaupt Edelsinn pflegt, ist zuerst in altsächsischen Landen eingebürgert worden. Die erste deutsche Loge erstand 1733 in Hamburg, bald darauf wurde die Braunschweiger gegründet, in die sich Friedrich der Große als Kronprinz (1738) aufnehmen ließ.

Doch neigt der Niedersachse zu Argwohn und Mißtrauen, so daß ein der Gegend Unkundiger, wenn er nach dem Wege fragt, häufig die Erfahrung machen muß, keine Antwort zu erhalten oder kurz abgefertigt zu werden, weil der Angeredete glaubt, man wolle ihn zum Besten haben. Langsam und bedächtig, wenn es gilt, einen Beschluß zu fassen, sucht er sich in nichts zu überstürzen. „Besinnen is dat Beste am Minschen“ sagt ein oldenburgisches Sprichwort. Aber wenn er sich dann für etwas entschieden hat, hält er auch mit großer Energie an dem einmal für richtig Erkannten, an dem geplanten Vorsatze fest. Lange Prozesse, bei denen keine Partei nachgiebt, gehören nicht zu den Seltenheiten. Denn der Bauer denkt: „Was recht ist, muß recht bleiben; wir wollen doch sehen, wer es am längsten aushält.“ In dem altmärkischen Roßhändler Michael Kohlhaas, der, um sein gutes Recht zu erlangen, das eigne Glück untergräbt und zum Brandstifter wird, hat uns Heinrich v. Kleist den echten Typus eines solchen Niedersachsen vorgeführt. Schon das stolze Selbstbewußtsein, das er besitzt, verbietet ihm nachzugeben. „Wi könnt et“ (wir können es) hört man oft aus dem Munde reicher Grundbesitzer, und denselben Geist des Unabhängigkeitsgefühls atmet der Spruch: „Wat frag ik na de Lüt (Leuten), Gott helpet mi“, den man manchmal an der

Schauseite niederdeutscher Bauernhäuser findet. So fügen auch viele Bewohner jener Landschaft nicht ohne Selbstgefälligkeit die Bezeichnung ihres Gutes oder Hofes zum Geburtsnamen hinzu, woraus Benennungen hervorgegangen sind, die den Eindruck von Adelsnamen machen: von der Heiden, von der Becke, von Beckerath, von Grünhagen u. a. (vgl. auch Hoffmann von Fallersleben).

Damit verwandt ist der starke Freiheitsdrang des Volksstammes. Was Hippolyte Taine in seiner Geschichte der englischen Litteratur von den Angelsachsen sagt, gilt auch von den Bewohnern ihres Stammlandes: „Der Sachse besitzt weder Frohsinn noch die Gabe, sich mitzuteilen. Umsomehr öffnet sich sein Sinn dem Gefühl für Wahrheit; die Herrschaft hat darin die männliche und sittliche Empfindung und vor allem das Bedürfnis nach Unabhängigkeit, der Geschmack an ernster und strenger Sitte, die Befähigung zur Hingabe und Verehrung, die Pflege des Heldentums." Auf dem Teutoburger Walde ist das Hermannsdenkmal errichtet worden; denn Arminius, der Befreier Deutschlands vom Joche der Römer, ist in der Nähe zu Hause und hat dort den Varus aufs Haupt geschlagen. Wie die Stedinger und Ditmarschen, so haben auch andere Niederdeutsche ihre Freiheit wacker geschirmt. Es ist kein bloßer Zufall, daß die Sachsen fast allein unter den deutschen Stämmen nach dem Schwerte benannt worden sind; außer dem Gesamtnamen (Sachsen von althochdeutsch sahs, das Steinschwert = lat. saxum) zeigen diese Grundbedeutung auch Benennungen einzelner Glieder wie der Cherusker (von gotisch hairus, Schwert) und der Suardonen (von althochdeutsch swert, altsächsisch swerd, Schwert), womit die Ableitung des Wortes Cimbern (von angelsächsisch cempa, althochdeutsch chempho, Kämpfer) zu vergleichen ist. Die Lehre Luthers, die dem einzelnen größere persönliche Freiheit in Glaubenssachen sicherte, fand hier schnelle Verbreitung und begeisterte Aufnahme, und während in Süd- und Mitteldeutschland der Bauernstand fast zur Leibeigenschaft herabsank und noch bei Beginn der Neuzeit unter dem Drucke der Adelsherrschaft seufzte, wußte sich der Niedersachse weit unabhängiger und freier zu erhalten, hatte darum keine Empörungen und Bauernkriege, keinen Bundschuh und armen Konrad nötig. Auch suchten Fürsten wie Herzog Heinrich der Friedsame von Braunschweig (1433) die

Lage ihrer Landbewohner aus eigenem Antriebe günstiger zu gestalten. Man kann daher das Urteil, das W. v. Humboldt über die Römer gefällt hat, auch auf das geistesverwandte Sachsenvolk beziehen:

Ein Fels, an dem des Meeres Wut sich staue,
Wich es dem Trotz nie, selten fleh'nder Bitte,
Und vorwärts schritt's mit nie gehemmtem Schritte,
Nicht achtend, daß den Fuß ihm Blut umtaue . . .
Nur auf des Völkerthrones eh'rnen Stufen
Zu herrschen einzig fühlt es sich berufen.

Die intellektuelle Beanlagung des sächsischen Stammes ist mehr auf das Praktische als auf ideale Bestrebungen gerichtet. Nicht hochfliegende Pläne werden entworfen, nicht phantastische Abenteuer unternommen, sondern immer nur erreichbare Dinge ins Auge gefaßt. Schon Kaiser Heinrichs I. Politik zeichnet sich dadurch aus, daß er den Herzögen gegenüber durchweg so weit geht, als er auf sichere Erlangung rechnen kann. Ein nüchterner Verstand schließt kühne Schwingungen der Einbildungskraft aus. Hausbacken ist nicht ohne Grund ein Lieblingswort des Altmärkers Bismarck. In seinen Gedanken und Erinnerungen kommt es zweimal als Beiwort des gesunden Menschenverstandes und einmal als Epitheton des preußischen Landadels vor (I, 282, II, 139, I, 3). Und derselbe Staatsmann ist entsprechend der altsassischen Art ein Feind alles hohlen Wortgepränges, macht sich daher in einem Schreiben vom 3. August 1866 an seine Gemahlin über die preußischen Landtagsabgeordneten lustig, die ihre „Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase üben". Klar und deutlich, einfach und kernig, zuverlässig und wahr sind die Worte, die er spricht, mag er nun im Parlament reden oder mit auswärtigen Mächten verhandeln. Am 3. Februar 1866 äußert er: „Ich vermag nicht mit Worten spielend auf Ihr Gefühl zu wirken, um damit Thatsachen zu verdunkeln; meine Rede ist einfach und klar." Bismarcks Bilder und Vergleiche sind außerordentlich greifbar und gerade darum so anschaulich, weil sie nicht weit hergeholt sind, sondern vom Zunächstliegenden abgeleitet werden: von Haus und Hausrat, Kleidung, Speise und Trank, Gewerbe und Technik, Landwirtschaft, Fechten, Reiten und Schwimmen. In den Bindemitteln der Rede zeigt er sich außerordentlich sparsam. Während die Süddeutschen reichlichen Gebrauch von den

Konjunktionen machen, ist er darin sehr haushälterisch. Dagegen liebt er wie der große Prosaiker Luther und wie die Freunde schlichter Volksrede überhaupt sich in Hauptsätzen auszudrücken und bevorzugt daher die Beiordnung stark vor der Unterordnung. Der praktischen Begabung verschwistert ist das große organisatorische Talent, welches wie dem Altreichskanzler, so dem sächsischen Stamme überhaupt eigen ist. Daher versteht dieser auch, der Gesamtheit zu Liebe Opfer zu bringen und eine Vereinigung zweckmäßig auszubauen. Vor allem hat bei ihm das Rechtswesen immer sorgfältige Pflege gefunden.*) Schon 1188 ordnete der Erzbischof Wichmann von Magdeburg die Jurisdiktion dieser Stadt und legte damit den Grund zu dem hohen Ansehen, dessen sich später der Magdeburger Schöffenstuhl und das Magdeburger Stadtrecht weithin nach Ostdeutschland erfreuten. Aus dem Anhaltischen ist Eike von Repkow gebürtig, jener sächsische Ritter und Schöffe, der das erste deutsch geschriebene Rechtsbuch, den vortrefflichen Sachsenspiegel, verfaßte, nach dessen Muster dann der Schwabenspiegel und andere derartige Schriften entstanden. Von der „roten Erde" Westfalens aber nahm das Femgericht seinen Ausgang, durch das sich das Volk besonders „in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" zu schützen suchte, als „der eiserne Speer blind waltete und der Schwache, der Friedliche des Mächtigen Beute zu werden fürchtete".**) Ebenso ist das älteste gemeine Seerecht und das älteste gemeine Handelsrecht unter dem Einflusse des mächtigen Hansabundes auf niederdeutschem Boden ausgebildet worden. Wie stolz man aber dort auf die erhaltenen städtischen Gerechtsame war, erhellt aus der Aufstellung der Rolandssäulen; denn diese, die wir fast nur im nordwestlichen Deutschland (Bremen, Halberstadt, Stendal, Magdeburg, Zerbst u. a.) antreffen, sind wohl als Abzeichen des Marktrechts, Blutgerichts und anderer den Städten verliehener Freiheiten aufzufassen.

Und wo sonst als in jenen Gegenden ist das mittelalterliche Kaisertum zuerst mit echt deutschem Geiste erfaßt worden und zu großer Blüte gediehen? Karl der Große war mehr ein westfränkischer, also französischer Herrscher, aber Heinrich I.

*) Ein angelsächsisches Rechtswort ordál, Urteil, ist ins Mittellateinische übergegangen (ordalium) und bezeichnet hier das Gottesurteil.
**) Ihre Blütezeit fällt ins 14. und 15. Jahrhundert.

und Otto der Große gehören uns ganz. Mit ihrem thatkräftigen, zielbewußten Streben, ihrer zähen, geduldigen, ausdauernden Arbeit sind sie die wahren Vertreter des sächsischen Stammes, der so monarchisch gesinnt ist, daß sich der Sänger des Evangelienbuches vom Heiland (Heliand) Christus nicht anders vorstellen kann, denn als gewaltigen Heerkönig, welcher, statt von Jüngern umgeben zu sein, die Schar seiner Gefolgsmannen um sich versammelt, bei dem Josef zu einem Degen, die vier Evangelisten zu Helden, die Hirten auf dem Felde zu Roßhirten, die Städte Rom, Jericho und Nazareth zu Burgen (Romaburg u. s. w.) werden. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß außer Bismarck noch verschiedene andere um das Staatswesen wohl verdiente Männer in niedersächsischen Landen heimatsberechtigt sind, so der General v. Scharnhorst, der die preußische Armee reorganisierte, der Staatsminister v. Hardenberg, der zur Zeit der Befreiungskriege die Agrar- und Gewerbegesetzgebung Preußens wesentlich verbesserte, und der dänische Minister v. Bernstorff (aus Hannover), so der Freiherr v. Vincke (aus Minden) und der preußische Gesandte am englischen Hofe Chr. K. Jos. v. Bunsen (aus Corbach), ferner R. v. Bennigsen und Johannes v. Miquel, die langjährigen Leiter der nationalliberalen Partei, Ludwig Windthorst, der Führer des Centrums, und hervorragende Vertreter der fortschrittlichen Richtung wie M. v. Forckenbeck aus Münster. Aber auch auf anderen Gebieten als denen des Staatswesens hat sich die organisatorische Thätigkeit des sächsischen Stammes erfolgreich gezeigt. Vor allem gilt es hier der schöpferischen Kraft zweier Bremer zu gedenken, denen der Aufschwung des Handels ihrer Vaterstadt und damit deren Blüte in erster Linie zuzuschreiben ist, des Bürgermeisters Joh. Smidt und des Konsuls H. H. Meier, von denen jener der Gründer Bremerhavens (1827), dieser der Schöpfer der transatlantischen Dampfschifffahrtsgesellschaft des Norddeutschen Lloyds (1857), der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger und der Bremer Bank ist; sodann eines Westfalen, Friedrich v. Bodelschwingh, der mit unermüdlicher Beharrlichkeit jene großartige Anstalt bei Bielefeld ins Leben gerufen hat, die zum Wohle der leidenden Menschheit dient. Wichtige Reformen im Bereiche der Landwirtschaft gingen von dem Hannoveraner Albr. Thaer aus, welcher in Möglin bei Wriezen 1806 die erste höhere landwirtschaftliche

Lehranstalt schuf, die als solche von epochemachender Bedeutung war; auch ist die erste landwirtschaftliche Mittelschule 1858 in Hildesheim geschaffen worden. Endlich hat der Freiherr v. Schorlemer-Alst 1862 in Westfalen den ersten deutschen Bauernverein begründet, der den Mitgliedern sowohl eine Sparkasse für Darlehen zur Verfügung stellt, als auch Futtermittel und Düngstoffe zu billigen Preisen besorgt.

Selbst der Sprache kam diese organisierende, ordnende und regelnde Thätigkeit zu statten. Als infolge der Hinneigung zu französischem Wesen der deutsche Stil immer mehr mit ausländischen Brocken überladen wurde, da regte sich zunächst Ludwig von Anhalt, der Fürst des Landes, in dem Eike von Repkow das Licht der Welt erblickt hatte, um eine Wendung zum Bessern herbeizuführen. Er schuf im Verein mit anderen Herrschern, mit Adeligen und Gelehrten 1617 die Fruchtbringende Gesellschaft oder den Palmenorden, worin nach dem Muster der florentinischen Accademia della Crusca (Akademie der Kleie) das reine Mehl der deutschen Sprache von der Kleie geschieden werden sollte. Im gleichen Sinne wirkte Philipp v. Zesens Deutschgesinnte Genossenschaft zu Hamburg und Joh. Rists Elbschwanenorden, aber auch einzelne Männer wie der Grammatiker Schottel aus Braunschweig. Ihnen verdanken wir die Einführung gut deutscher Ausdrücke wie Vollmacht, Dichtkunst, Mundart, Wörterbuch, Zeitwort, Beispiel, Lehrsatz, Staatsmann und Heerschau neben den oder für die bis dahin ausschließlich verwendeten Fremdwörter Plenipotenz, Poesie, Dialekt, Lexikon u. s. f. Und ist nicht neuerdings der allgemeine deutsche Sprachverein, der jetzt seinen Sitz in Berlin hat, durch Prof. Herm. Riegel in Braunschweig gestiftet worden? Ebenso nationale Tendenzen wie diese Vereine verfolgte man in Hamburg einstmals auf dem Gebiete des Theaterwesens. 1693 entstand dort das erste volkstümliche Opernunternehmen auf deutschem Boden, und 1767 ging man ebendaselbst damit um, die Schaubühne national zu gestalten, und berief deshalb Lessing als Theaterkritiker.

Diesem auf das Thatsächliche gerichteten Sinne des sächsischen Stammes entspricht seine Liebe zu den realen Wissenschaften. Besonders die Geschichte ist hier eifrig gepflegt und seit alter Zeit mit regem Interesse gefördert worden. Die sächsische Chronik (um 1240) ist das früheste Geschichts-

buch in deutscher Prosa, und ihr sind in jener Gegend zahlreiche Städtechroniken (die Lüneburger, Halberstädter, Braunschweiger u. s. f.) gefolgt, auch seit den Tagen Widukinds von Corvey (im 10. Jahrhundert) nicht wenige lateinisch geschriebene Werke vorangegangen. Hier konnte auch Pertz 1820 den Entschluß fassen, die geschichtlichen Denkmäler des deutschen Mittelalters (Monumenta Germaniae historica) zu sammeln, und dadurch jenes Riesenwerk begründen, an dem Jahrzehnte lang die besten Kräfte unseres Volkes gearbeitet haben und noch arbeiten. Hier entstanden die Osnabrückischen Geschichten Justus Mösers, von dem Goethe äußerte: „Er war der tüchtige Menschenverstand selbst, wert ein Zeitgenosse von Lessing zu sein, dem Repräsentanten des kritischen Geistes"; hierher stammen viele bedeutende Historiker wie Fr. Christoph Schlosser aus Jever, der eine Weltgeschichte für das deutsche Volk in 19 Bänden geschrieben, und Georg Waitz aus Flensburg, der sich besonders auf dem Gebiete der Verfassungsgeschichte hervorgethan hat; Barthold Georg Niebuhr aus dem Lande Hadeln, der sich durch seine Behandlung der römischen Geschichte große Verdienste um die historische Forschung erworben, und Theodor Mommsen, der mit allseitiger Ergründung des römischen Staatsorganismus und seiner Entwicklung Niebuhrs Studien fortgesetzt hat; Felix Dahn aus Hamburg, dessen Bestrebungen in erster Linie der deutschen Urzeit galten (Deutsche Urgeschichte und Romane aus der Zeit der Völkerwanderung), und Franz v. Löher, der uns in seinem „Kampf um Paderborn" eine lebensvolle Darstellung der kirchlichen Streitigkeiten seiner Vaterstadt lieferte. Hierher gehören auch Heeren und Ukert, die eine Geschichte der europäischen Staaten herausgaben, Friedrich v. Raumer, der in der staatlichen Entwicklung Europas wie Amerikas gleichermaßen zu Hause war, Stenzel, der sich besonders mit Preußen und der fränkischen Kaiserzeit beschäftigte, und Drumann, dessen Hauptarbeitsfeld die Periode der römischen Republik bildete. Auch Ernst Curtius aus Lübeck und Chr. Fr. Dahlmann aus Wismar sind ihnen zuzugesellen, von denen jener die griechische Geschichte, dieser namentlich die französische und die englische Revolution zum Gegenstande seiner Forschung machte. Auf dem verwandten Gebiete der Erdkunde haben Büsching aus Stadthagen und K. Ritter aus Quedlinburg, der Begründer der wissenschaftlichen Geographie, Vor-

zügliches geleistet, als Weltreisende aber verdienen hier genannt zu werden Barth, Bastian, Gerstäcker und Kohl, endlich als Nationalökonom W. Roscher aus Hannover.

Dagegen für die Entfaltung der Künste war der sächsische Boden weniger günstig; der Volksstamm nannte nicht jenen Sinn für Schönheit sein eigen, bei dem die Kinder der Musen fröhlich gedeihen. „Der Kunst und Dichtung schöpferischen Funken nicht zeugte seine Brust begeistrungtrunken" (W. v. Humboldt). Wohl erblühte, bestrahlt vom Glanze des sächsischen Kaiserhofes, in Goslar (Kaiserpfalz) und Hildesheim (Michaels- und Godehardskirche, Bernwardsäule) Architektur und Plastik, wohl entfaltete auch in den alten Hansestädten der altsächsische Baustil besondere Eigentümlichkeiten, aber damit ist auch der Kreis der Sehenswürdigkeiten fast abgeschlossen. Manche Landeskinder kamen erst anderswo zu Ansehen, so der aus Hildesheim gebürtige Baumeister Leo Klenze in München zur Zeit Ludwigs I. Nicht viele Männer wurden im Norden so gewürdigt wie Andreas Schlüter aus Hamburg, der Erbauer des Berliner Schlosses, der „mit der straffen Energie strenger Männlichkeit dem überladenen Reichtum dekorativer Formen Größe der Verhältnisse als erhabenen Ausdruck der aufsteigenden Macht Preußens entgegensetzte". Noch weniger ist von der Malerei zu berichten; erst neuerdings hat die Schule von Worpswede bei Bremen (Fritz Mackensen, Otto Modersohn, Hans am Ende u. a.) von sich reden gemacht, meist aus Landschaftsmalern bestehend, die niederdeutsche Gegenden in naturalistischer Auffassung wiederzugeben suchen; von Künstlern früherer Zeit aber treten namentlich hervor Asmus Carstens aus Schleswig, der die deutsche Kunst am Ende des vorigen Jahrhunderts durch das Studium des Altertums wieder belebte, Wilhelm Kaulbach aus Arolsen, der die großen kulturgeschichtlichen Wandgemälde des Berliner neuen Museums schuf und hier unter anderem die Hunnenschlacht in großartiger Weise zur Darstellung brachte, sowie der Romantiker Friedrich Overbeck aus Lübeck, der besonders die religiöse Kunst pflegte und verschiedene Bauwerke Dentschlands (z. B. die Marienkirche in Lübeck) und Italiens mit seinen Bildern schmückte.

Was endlich die Poesie anbelangt, so gilt hier fast, was Schiller in einem seiner kurzen Sinnsprüche die Weser äußern läßt:

„Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff."

Das Sprichwort lautet: „Friesland singt nicht“ (Frisia non cantat), aber Sachsen thut es ebenso wenig. Der Minnesang und die höfische Poesie konnten hier nicht mehr Boden gewinnen als das Rittertum, die Gudrunsage hat an den Gestaden der Nordsee ihre Heimat, ist aber in Oberdeutschland poetisch gestaltet worden. Manche Dichter bekennen, daß sie erst durch einen längeren Aufenthalt im Süden die poetische Weihe erhalten hätten, wie Em. Geibel, wenn er sagt:

„Was ich bin und weiß, dem verständigen Norden verdank ich's,
Doch das Geheimnis der Form hat mich der Süden gelehrt.“

Am meisten ist in sächsischen Landen noch das Idyll gediehen. Denn die patriarchalische Treuherzigkeit in der Darstellung des einfachen Landlebens, die Vorführung von Zeiten und Örtlichkeiten, in denen Ruhe und Frieden herrscht, entspricht den Anschauungen der Bewohner ganz besonders. Daher haben sich unter andern Joh. Heinr. Voß und L. Theobul Kosegarten mit Glück in dieser Gattung versucht. So entwirft uns jener ein liebliches Bild vom „siebzigsten Geburtstage“ des alten Kantors Tamm und zeichnet in dem ländlichen Gedichte „Luise“ ein treues Gemälde aus dem Leben eines niederdeutschen Pfarrhauses, dieser aber führt uns in seiner „Jukunde“ Scenen aus dem Landleben Rügens vor die Seele. Denselben Geist atmet die entzückende Episode vom westfälischen Oberhof, die K. Leberecht Immermann in seinen Münchhausen eingewoben hat, während Deutschlands größte Dichterin, Annette v. Droste-Hülshoff, uns in ihren lyrischen Dichtungen das Stillleben ihrer Heimat in Flur und Hain mit reizenden Farben und mit entzückender Kleinmalerei schildert, Und wie uns in den Lenauschen Dichtungen die Melancholie der Ungarischen Pußta entgegentritt, so in Theodor Storms Novellen die Schwermut der norddeutschen Heidelandschaften. Auch einige Dramatiker sind zu nennen: Joh. Ant. Leisewitz, dessen Trauerspiel „Julius von Tarent“ Lessing für ein Werk Goethes hielt, und A. Wilh. Iffland, der uns eine große Zahl von Sitten- und Familiengemälden geliefert hat, z. B. in den „Jägern“; vor allem aber Grabbe und Hebbel, beide echte Niedersachsen mit ihrer Vorliebe für das Bizarre, Eckige, Knorrige und Schrankenlose, die bei jenem mehr in der Anordnung und Ausführung, bei diesem mehr im Stoff und in den Gedanken hervortritt.



St. Michael in Hildesheim.



Die Kaiserpfalz in Goslar.

Zu Weise Die deutschen Volksstämme und Landschaften. I.

Urwüchsige, kernige Kraft und gesundes Urteil sprechen aus den Liedern eines Matthias Claudius, dessen goldenes A B C manchen für niederdeutsches Wesen charakteristischen Zug bietet: „In dir ein edler Sklave ist, dem du die Freiheit schuldig bist. Kämpf und erkämpf dir eignen Wert, hausbacken Brot am besten nährt. Nimm wahr die Zeit; sie eilet sich und kommt nicht wieder ewiglich. Recht halte heilig bis in'n Tod, so bleibt ein Freund dir in der Not. Und wenn sie alle dich verschrein, so wickle in dich selbst dich ein. Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr, zerbrich den Willen, das ist mehr." Was aber Goethe über Joh. Heinr. Voß äußert, läßt sich von manchem andern Stammesgenossen mit gleichem Rechte sagen: „Die Überzeugung, durch eigentümliche Kraft, durch festen Willen und beengende Umstände sich hervorgehoben, sich aus sich selbst heraus gebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu sein, solche Vorteile nur durch ein ungefesseltes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das durch Absonderung von der Welt immer mehr gesteigert, in den unausweislichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß . . . Will man dem Dichter das Gefühl allgemeinen, heiligen Behagens rauben, will man einen beengenden Grundsatz aufstellen, dann bewegt sich sein Geist in Leidenschaft, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehre und schreitet gewaltig gegen die ihn so fürchterlich bedrohenden Irrsale, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verketzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel."

Hervorgehoben zu werden verdient noch, daß die Niederdeutschen vermöge ihrer Gabe, sich mit Beharrlichkeit und Fleiß, klarem Blick und scharfem Urteil in die Schöpfungen anderer zu vertiefen, die vorzüglichsten Übersetzungen fremder Dichterwerke geliefert haben. Joh. Heinr. Voß hat uns durch seine meisterhafte Übertragung der Ilias und Odyssee die Gesänge Homers völlig zu eigen gemacht, Emanuel Geibel in seinem klassischen Liederbuche die Oden des Horaz und anderer Dichter mustergiltig und formvollendet wiedergegeben, und was

neuerdings U. v. Wilamowitz-Möllendorf auf dem Gebiete der Übersetzung griechischer Dramen (Sophokles und Euripides) geleistet hat, bezeichnet das Höchste, was hier geschaffen werden kann. Herder beschenkte uns in seinen „Stimmen der Völker“ mit einer prächtigen Sammlung von Volksliedern aller Gegenden Europas, selbst Lapplands und Grönlands, A. W. Schlegels und Tiecks Shakespeareübertragung ist heute noch trotz zahlreicher Nachfolgerinnen, die sie erhalten hat, im ganzen unübertroffen, und Graf Schacks Verdeutschungen orientalischer Dichtungen wie der Heldensage des Firdusi gehören neben den Rückertschen zu dem Besten, was unsere Litteratur auf diesem Gebiete aufzuweisen hat. Schließlich ist beim sächsischen Volksstamme eine glückliche Begabung für Schelmerei und neckisches Aufziehen, für Humor und Satire vorhanden. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß der Spaßmacher Till Eulenspiegel in der Nähe von Schöppenstädt und der durch seine Aufschneidereien bekannte Herr von Münchhausen im Hannöverschen zu Hause ist, sowie daß der Reinecke Fuchs (Reinke de Vos) 1498 in Lübeck gedruckt wurde*) und der Verfasser des Buches von den Schildbürgern (1598) aus der Gegend von Torgau stammt. Der Niedersachse scherzt, ohne das Gesicht zu verziehen; über seine Scherze zu lachen überläßt er andern. So gering bei ihm die Anlage zu leichtem Spiel und Flug der Gedanken ist, so große Schalkhaftigkeit besitzt er. Schnack und drollig sind niederdeutsche Ausdrücke. Der „buttrige“, laugige Sprachton, der Zug behaglicher Breite, der durch die plattdeutschen Mundarten geht, paßt dazu vortrefflich. Das Schelmische begegnet uns unter anderem in einer Menge von apologetischen Sprichwörtern, bei denen zu einer bekannten Redensart irgend ein Beispiel gewissermaßen als Erläuterung erfunden wird, das zu ihr wie die Faust aufs Auge paßt. Sie sind zu bezeichnend für das niederdeutsche Wesen, als daß wir uns versagen könnten, eine Anzahl von ihnen auszuwählen: Aller Anfang ist schwer, sagte der junge Dieb, da stahl er einen Amboß; alles mit Maß, sagte der Schneider, da schlug er seine Frau mit der Elle tot;

*) Von ihm sagt Lauremberg (Scherzgedichte 1652): Man heft sik twar tomartert dat Boek to bringen In hochdüdsche Sprak, man it will ganz nicht klingen.

was kommen will, kommt doch, sagte die Großmutter, da kroch ihr der Iltis in die Nachtmütze; ich strafe meine Frau nur mit guten Worten, sagte Lehmann, da warf er ihr das Gesangbuch an den Kopf; was alt ist, das reißt, sagte der Teufel, da riß er seiner Großmutter die Ohren ab; besser ist besser, sagte der Junge, da strich er Zucker auf den Syrup; ach wir armen Dreizehn, sagte der Töpfer, da fiel er mitten in ein Dutzend Töpfe am Boden. Vielfach sind diese Witzworte weniger decent gehalten (z. B. Alles helpt, seed de Mugg, do pißt se in det Haff), aber der joviale Ton der niederdeutschen Zunge mildert den Eindruck. Eng damit verwandt ist die Neigung zu neckischen, scherzhaften Imperativbildungen bei Eigennamen wie Vegesack (= Fege den Sack), Lurup (= Laure auf), Halendüvel (= Hol den Teufel), Sladendüvel (= Schlag den Teufel), Gripenkerl (= Greif den Kerl), Fickenwirt (= Hau den Wirt) u. s. w. Demselben Geiste ist der niederdeutsche Humor entsprungen, den wir besonders bei mecklenburgischen Dichtern ausgeprägt finden. In erster Linie gehört hierher Fritz Reuter, dessen „Läuschen und Riemels“ (Gereimte Schnurren) ebenso sehr von der großen Schalkhaftigkeit des liebenswürdigen Dichters zeugen wie sein Hauptwerk „Ut mine Stromtid“ (aus meiner Landmannszeit), sodann Heinrich Seidel, dessen gemütvolle, launige Erzählungen von Leberecht Hühnchen überall gern gelesen werden, neuerdings aber Joh. Brinckmann und Felix Stillfried, deren behagliche Geschichten von „Kaspar Ohm“ und „der Kannedatenpredigt“ jeden anheimeln müssen. Daß es aber auch sonst in sächsischen Landen nicht an Humor fehlt, lehren uns der Braunschweiger Wilh. Raabe, der uns unter andern das Leben des „Hungerpastors“ und die „Chronik der Sperlingsgasse“ in fesselnder Weise dargestellt hat, und der Schleswiger Klaus Groth, dessen „Quickborn“ (Jungbrunnen) eine Reihe trefflicher Bilder aus dem Volksleben seiner Heimat bietet. Auch K. Arnold Kortüm kann, wenn nicht nach der Geburt, so infolge jahrzehntelangen Aufenthalts in Westfalen hierher gerechnet werden; denn von ihm besitzen wir ein komisches Heldengedicht in Knittelversen, enthaltend Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs dem Kandidaten; desgleichen unser Altreichskanzler Bismarck, der nicht nur die Ironie zu handhaben verstand, sondern uns auch gelegentlich, z. B. in seinen Briefen, Blüten des köstlichsten Humors zum Besten giebt. So schreibt er am 9. September 1844 von

Norderney aus an seine Schwester Malwine: „Die Table d'hôte wechselt ihrer Zeit nach zwischen 1 und 5, ihren Bestandteilen nach zwischen Schellfisch, Bohnen und Hammel an den ungeraden und Seezunge, Erbsen und Kalb an den geraden Tagen des Monats, woran sich im ersten Falle süßer Gries mit Fruchtsaft, im zweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Mir gegenüber sitzt der alte Graf B . . ., eine jener Gestalten, die uns im Traum erscheinen, wenn wir schlafelnd übel werden, ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rande des Tisches anhalte; mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier, ein guter Junge, gebaut wie ein Stiefelknecht, mit langem, schlankem Leib und krummen, kurzen Beinen."

II.

Die Franken.

Das vom fränkischen Stamme auf deutschem Boden in Besitz genommene Gebiet ist weder eine große Tiefebene wie das Sachsenland, noch eine weitgedehnte Hochebene wie die Heimat der Baiern, sondern bergiges Terrain und welliges Hügelland, abwechslungsreich durch anmutige Flußthäler, waldbewachsene Anhöhen, grüne Wiesenmatten und sonniges Rebengelände. Fränkisch ist der Rhein im Mittel- und Unterlauf, fränkisch auch der Main von der Quelle bis zur Mündung. Hier giebt es unzählige Burgen, die stolz in die Fluten niederschauen oder mit verfallendem Gemäuer dastehen als Zeugen einer schönen Vergangenheit, hier giebt es viele altertümliche Städte, die noch von der Römerherrschaft zu erzählen wissen, hier giebt es auch herrliche Dome, Kirchen und Kapellen, deren Glockenklang den Vorüberziehenden verkündet, daß die katholische Kirche da, wo sie zuerst in Deutschland Wurzel gefaßt hat, noch fest mit den religiösen Anschauungen der Bewohner verwachsen ist.

Dem milden Klima im Thale des Rheins und seiner größeren Nebenflüsse steht die Rauheit des benachbarten Gebirgslandes gegenüber. Unten und an den zum Flusse sich abdachenden Berglehnen gedeihen die Traube, die Edelkastanie, die Wallnuß und zahlreiche andere Fruchtarten, aber oben auf dem Hunsrück, in der Eifel und im Spessart wächst nur kärgliches Getreide. Hier ist das Land der armen Leute. Nach dem Volksmunde werden im Westerwald dieses Jahr die Kirschen auf der einen Backe reif, das nächste Jahr auf der andern; und auf der Rhön heizt man am Tage vor Johannis zum letzten- und am Tage nach Johannis zum erstenmale. Von der Genügsamkeit der Bewohner aber giebt ein Wort

Kunde, das in der Gegend des Kreuzbergs vielfach gehört wird: „Wenn ich der Herrgott wäre, äße ich den Tag dreimal Milchsuppe.“ Kein Wunder, daß selbst die Ortsnamen von der Dürftigkeit der Landschaft Zeugnis ablegen; denn im Rhöngebirge treffen wir Dörfer wie Sparbrod und Schmalenau, Dürrhof und Kaltennordheim, Steinau und Teufelsberg, Wildflecken und Wüstensachsen an. Auch das hessische Land ist übel berufen; denn von ihm sagt das Volk: „Im Lande Hessen giebt's hohe Berge und nichts zu essen, große Krüge und sauren Wein. Wer möchte wohl ein Hesse sein? Wenn Schlehen und Holzäpfel nicht geraten, hat man nichts zu sieden und zu braten.“ Und der kargen, oft trübseligen Natur dieser Gebiete entspricht die ernstere Art ihrer Bewohner.

Aber drunten in den von Handel und Verkehr belebten Thälern pulsiert fröhliches Leben. Schon die Bevölkerung des Mainlandes ist heiter gestimmt, höher noch steigt die Lebenslust in der Pfalz („Fröhlich Pfalz, Gott erhalts!“), am höchsten im Rheinthal. Wer einmal zur Zeit der Weinlese durch diese Gegenden gewandert ist oder einen der kirchlichen Feiertage wie das Rochusfest in Bingen mit erlebt hat, der weiß, welch freudiger Aufwallung des Herzens der Rheinländer fähig ist.

Goethe schildert uns in seiner Reise am Rhein, Main und Neckar unter dem 16. August 1814 eine solche Feier mit beredten Worten: „Eine Reihe von Buden, wie ein Kirchweihfest sie forderte, standen unfern der Rochuskapelle. Voran geordnet sah man Kerzen, gelbe, weiße, gemalte, dem verschiedenen Vermögen der Weihenden angemessen. Gebetbücher lagen dahinter, Officium zu Ehren des Gefeierten. Rosenkränze aller Art fanden sich häufig. Sodann war aber auch für Wecken, Semmeln, Pfeffernüsse und mancherlei Buttergebackenes gesorgt, nicht weniger für Spielsachen und Galanteriewaren, Kinder verschiedenen Alters anzulocken. Prozessionen kamen unaufhörlich. Dörfer unterschieden sich von Dörfern. Sie zogen mit Angesang und Antwort, Fahnen flatterten, Standarten schwankten; jede Gemeinde hatte ihre Mutter Gottes, von Kindern und Jungfrauen getragen, neu gekleidet, mit vielen rosafarbenen, reichlichen, im Winde flatternden Schleifen geziert. Zum Lebensgenusse standen Gezelte, Buden, Bänke, Schirme aller Art aufgereiht. Ein willkommener Geruch gebratenen Fettes

drang uns entgegen. Wir bemühten uns, Platz an einem langen, schon besetzten Tische zu nehmen. Muntere Kinder tranken Wein wie die Alten. Braune Krüglein mit weißem Namenszug des Heiligen rundeten im Familienkreise. Auch wir hatten dergleichen angeschafft und setzten sie wohlgefüllt vor uns nieder. Niemand schämt sich der Weinlust, sie rühmen sich einigermaßen des Trinkens. Hübsche Frauen gestehen, daß ihre Kinder mit der Mutterbrust zugleich Wein genießen. Wir fragten, ob denn wahr sei, daß es geistlichen Herren, ja Kurfürsten geglückt, acht rheinische Maß, d. h. sechzehn unserer Bouteillen in 24 Stunden zu sich zu nehmen?"

Nicht ohne Grund lautet die Devise des Düsseldorfer Künstlerheims (Malkasten): „Erst mach deine Sach, dann trink und lach!" Der Karneval wird in Köln seit 1823 mit großer Ausgelassenheit gefeiert, Spuren von ihm finden sich aber schon im 12. Jahrhundert bei Cäsar von Heisterbach. Damals wurde z. B. ein Schiff auf Rädern von einem Orte zum andern gebracht, und dabei sang die jubelnde Menge Lieder und führte Reigentänze auf. Fastnacht ist eben Fasenacht, wo man faselt, d. h. sich ungezügelter Freude überläßt. Mit Recht warnt daher der Dichter die leicht verführbare Jugend mit den Worten: „Mein Sohn, zieh nicht an den Rhein! Dort geht dir das Leben so lustig ein." Und die Loreley, die nach dem Heineschen Liede ihre wundersamen, gewaltigen Melodieen so süß und lockend in die Seele singt, ist der Rhein selbst mit seinen lachenden Uferlandschaften und der Festtagsstimmung seiner Umwohner.

Diese verdienen den Namen Franken, d. h. Freie, vollauf. Denn sie sind der beweglichste unter allen deutschen Stämmen und nicht bloß Namensvettern der Franzosen, sondern ihnen auch mit ihrem leichten Blute und ihrem sanguinischen Temperamente am ähnlichsten. Selbst im Tempo der Rede und in ihrer ganzen Art zu sprechen unterscheiden sie sich von den übrigen deutschen Stämmen, namentlich den Sachsen. Sie heben die einzelnen Wörter lebendig, aber im einzelnen oft nachlässig heraus und geben sich dabei offen, sorglos und unbefangen. Die Bewohner der nordwestlichen Gebiete unseres Vaterlandes aber zeigen dabei große Zurückhaltung, als ob sie jedes Wort, das sie aussprechen, erst wägen und kontrollieren müßten. Manche Umstände mögen dazu beigetragen haben, daß

den Franken diese Sinnesart zu teil wurde. Doch ist sie wohl weniger auf die Blutmischung mit den Kelten und Römern zurückzuführen als auf den bedeutenden Verkehr, der sich von jeher stromauf- und stromabwärts durch das Rheinthal ergossen hat, auf die leichten Lebensbedingungen, die der milde Himmel ermöglicht, und auf den anregenden Genuß des feurigen Weins.

Ihrem geistigen Gepräge entspricht zunächst die Thatsache, daß sie am weitesten verbreitet und politisch am meisten zersplittert sind. Sie allein haben sich über Ober-, Mittel- und Niederdeutschland ergossen, ja Franken wohnen von der Loiremündung bis zum Südostende der Karpathen; denn die Bewohner der ungarischen Zips und des Landes der sieben Burgen (Siebenbürgen) sind nicht aus Sachsen gebürtig, sondern an der fränkischen Mosel heimatsberechtigt. In Franken konnte man während des Mittelalters die meisten selbständigen Territorien zählen, große und kleine, weltliche und geistliche, womit im Einklang steht, daß die eine Trennung bezeichnende Ortsnamenendung -scheid (z. B. Manderscheid) dem fränkischen Stamme eigentümlich ist. Hier wohnten unter anderen die Grafen von Leiningen, Solms, Isenburg, Katzenellenbogen, Nassau, Sayn, Wittgenstein, Wied, Salm, Zweibrücken, Hohenlohe, Wertheim, Ansbach und Bayreuth, hier lagen die freien Städte Frankfurt, Mainz, Worms, Speier, Wetzlar, Gelnhausen, Nürnberg, Rotenburg u. s. w. Hier finden wir auch um die Wende des Mittelalters und der Neuzeit typische Vertreter des Faustrechts, wie Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen, denen sich in späterer Zeit Grumbach als Genosse anreiht.*)

Eine ähnliche Zersplitterung gewahren wir auf religiösem Gebiete; denn hier ist die größte Mischung der Bekenntnisse zu finden. Das erklärt sich namentlich daraus, daß neben den dem Protestantismus geneigten freien Städten und weltlichen Herrschaften viele Staaten von Kirchenfürsten vorhanden waren. Sie lagen am Rhein so dicht beieinander, daß schon Kaiser Maximilian diesen Fluß als eine große Pfaffengasse bezeichnet hat; und die katholische Kirche war hier so mächtig und lebenskräftig, daß noch jetzt, wo die Bistümer Zeitz, Meißen, Magde-

*) Diese Zersplitterung und das Erstarken der Reichsritterschaft hängt auch mit dem frühen Verfall der Herzogswürde in Franken (und Schwaben) zusammen.

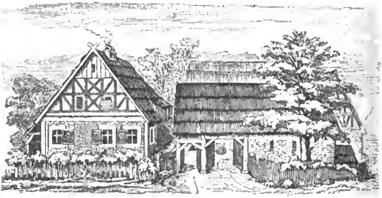
burg u. a. längst zum Protestantismus übergetreten sind, Köln, Mainz, Trier, Würzburg, Bamberg und Fulda feste Bestandteile der päpstlichen Hierarchie bilden, wenn auch die staatliche Selbständigkeit dieser Gebiete erloschen ist.

Das dritte Feld, auf dem wir den Mangel an Konzentration beim fränkischen Stamme wahrnehmen, ist das soziale. Hier erscheint die Neigung zur Zerlegung und Teilung von Gütern größer als anderswo, hier begegnet man auch häufig dem sonst auf dem Lande seltener vorkommenden Brauche, daß Leute zur Miete wohnen. Der fränkische Bauer ist eben ein Mittelding zwischen Stadt- und Landbewohner, nimmt daher auch keinen Anstoß daran, nach städtischer Sitte sein Haus mit anderen zu teilen. Hier hat sich ferner, abgesehen von der Ostgrenze, das jüdische Element am stärksten entwickelt. Es ist bezeichnend, daß das Bankhaus Rothschild, welches sich in den Hauptstädten von Frankreich, England und Österreich niedergelassen, in Deutschland nicht Berlin zur Entfaltung seiner Thätigkeit erwählt, sondern den alten Familiensitz Frankfurt a. Main beibehalten hat. Dort ist der größte Geldmarkt des Südens; besonders von da aus haben sich die Israeliten über die gesegneten Gaue des Frankenlandes ausgebreitet. Und obwohl sie schon frühzeitig in allen deutsch-römischen Grenzlanden auftreten, so haben sie doch weniger auf bairischem und schwäbischem als auf fränkischem Territorium an Boden gewonnen.

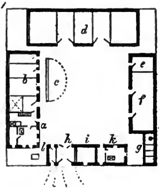
Auch auf sprachlichem Gebiete beobachten wir verwandte Erscheinungen. Während bei anderen Stämmen die Grenze meist reinlich abschneidet, lassen sich hier nach verschiedenen Seiten hin Mischungen nachweisen, Übergänge von einer zur anderen Mundart. Im Vogtlande verschmilzt der fränkische Dialekt mit dem obersächsischen, in der Oberpfalz mit dem bairischen, südlich vom Rennsteig mit dem thüringischen, im Unterelsaß mit dem Romanischen. Und diese sprachlichen Mischehen waren möglich, obwohl der Franke im Rufe des Hochmuts steht und auf die Nachbarstämme der Baiern und Schwaben von oben herabschaut, als wenn er sich ihnen überlegen dünke, so daß das Sprichwort aufkommen konnte: „Einen Franken wähle nicht zum Nachbar!"

Endlich steht auch die weithin über Deutschland verbreitete fränkische Hausanlage mit der Geistesart dieses Stammes

im Einklang. Gegenüber der Geschlossenheit des sächsischen Gutes tritt uns hier Vielheit und Mannigfaltigkeit entgegen, da die Neigung zu selbständigen Ausbauten stark entwickelt ist. Zwar schließen sich die Gebäude gewöhnlich im Viereck um den in der Mitte liegenden Hof zusammen, es sind aber doch



a Wohnhaus.
b Pferde- und Kuhstall.
c Dungstätte.
d Scheune mit 2 Tennen.
e Schuppen oder Schirrkammer.
f Schafstall mit Heuboden darüber.
g Schweineställe.
h Thorhaus mit Wohnung des Altsitzers (k) und Speicher oder Schuppen (i).
l Brunnen (an beliebiger Stelle liegend).



Fränkisches Haus.
(Nach Meitzen, Siedelung und Agrarwesen. S. 213/14.)

mindestens vier Gebäude, aus denen das Besitztum besteht: Auf der einen Seite das Wohnhaus, daneben oder gegenüber die Stallungen für das Vieh, auf der dritten Seite die Scheuer und auf der vierten die Thorfahrt nebst Wirtschaftsräumen. Auch haben die Häuser oft mehrere Stockwerke mit einer großen Zahl von Fenstern und liegen überdies möglichst an der Straße. Denn die beweglichen, regsamen Bewohner schauen sich gern

um nach dem, was draußen vor sich geht, und vergraben sich nicht in die weltabgeschiedenen inneren Gemächer wie der westfälische Bauer. Endlich sind die Gehöfte nicht selten durch verschiedene Arten des Holzbaues belebt, sowie am Giebel mit Glockentürmchen zum Mittag- und Abendläuten oder anderen Zieraten geschmückt.

Mit der geistigen Rührigkeit harmoniert die reiche Phantasiebegabung, die den Frankenstamm auszeichnet. Keine Gegend unseres Vaterlandes hat so viele Sagen aufzuweisen als der Rhein. Ich erinnere an den Mäuseturm von Bingen und die Loreley (Lurlei, eigentlich Lauerfels), an Rolandseck und den Drachenfels, an Otto den Schützen und den Schwanenritter. Vor allen Dingen aber spielt am Rhein (in Xanten und Worms) die Geschichte von Siegfrieds Liebeslenz und tragischem Untergang, von Kriemhildens sonnigem Glück und herbem Schmerze, wie sie uns der Sänger des Nibelungenliedes erzählt hat. Kurz, man mag seinen Fuß setzen, wohin man will, überall betritt man sagengeweihte Örtlichkeiten. Selbst die Überlieferung von der schönen Melusine und der Pfalzgräfin Genoveva ist in jener Gegend (in Luxemburg und in den Ardennen) zu Hause.

Auch sonst tritt die starke Einbildungskraft der Franken deutlich in die Erscheinung. Denn sie sind für alles Schöne empfänglich und allen äußeren Eindrücken leicht zugänglich, bildsam und gestaltungsfähig, daher auch zu poetischem Schaffen vorzüglich geeignet. Was Rückert von sich singt: „Ein denkendes Gefühl, ein innerlicher Sang ist alles, was ich bin, was mir zu sein gelang" und noch viel mehr konnte mancher Dichter dieser Landschaft über sich äußern. Denn hier ist der größte und gedankentiefste Sänger des höfischen Zeitalters, hier auch der genialste und allseitigste der Neuzeit geboren worden. Wolfram von Eschenbach, dessen Wiege an der fränkisch-bairischen Grenze südlich von Ansbach stand, war der geistreichste und sprachgewaltigste Sänger des höfischen Zeitalters, Goethe aber, der zu Frankfurt a. M. das Licht der Welt erblickte, der begabteste und vielseitigste der Neuzeit. Während Hartmann von Aue besonders die Zucht und Mäßigkeit, Gottfried von Straßburg die verzehrende Glut menschlicher Leidenschaft besingt, so stellt Wolfram in seinem Ritterepos „Parzival" das Ringen der Seele nach den höchsten Gütern dar und führt uns einen

Helden vor, der sich aus jugendlicher Unerfahrenheit durch Zweifel zur Seligkeit durchringt. Und von Goethe gilt, was er selbst über Tasso äußert (I, 1): „Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur. Was die Geschichte reicht, das Leben giebt, sein Busen nimmt es gleich und willig auf. Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt und sein Gefühl belebt das Unbelebte." Besonders Lyriker und Epiker nennt der fränkische Stamm sein eigen, weniger Dramatiker, denn dazu hat er nicht genug Galle. Auch Goethes Bühnenschöpfungen, namentlich die bedeutendsten (Faust, Iphigenie und Tasso), sind stark lyrisch angehaucht und entbehren der lebendigen Handlung. Von den älteren Dichtern verdienen Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg und Hugo von Trimberg Erwähnung*); im Beginn der Neuzeit strahlt aus der öden Düsternis des 16. Jahrhunderts das glänzende Doppelgestirn Hans Sachs aus Nürnberg und Johann Fischart aus Mainz hervor; jener, ein Schuhmacher und Poet zugleich, gab in Tausenden von Schwänken (Schlaraffenland, Sankt Peter mit der Geiß u. a.), Meistergesängen und Dramen die Früchte seiner großen Belesenheit und die Eindrücke, die er von dem Leben seiner Vaterstadt gewonnen, in schlichter Weise wieder, dieser, ein Satiriker von Gottes Gnaden, verstand mit Freimut und tiefem Ernste die Mängel seiner Zeit zu geißeln, wußte aber auch warme Worte zum Preise des Bürgertums (z. B. in seinem glückhaften Schiff von Zürich) zu finden, und war dabei eins der größten Sprachtalente Deutschlands. Während des Dreißigjährigen Krieges brachte das untere Mainland einen so naturwüchsigen und volkstümlichen Schriftsteller hervor wie Chr. v. Grimmelshausen, der in seinem Simplicissimus die Greuel der Verwüstung und die sittliche Roheit seiner Zeit mit Meisterhand gezeichnet hat; im 19. Jahrhundert aber treten uns Männer entgegen wie Friedrich Rückert, der sich als Lyriker (Liebesfrühling, Geharnischte Sonette) wie als Übersetzer orientalischer Epen gleich bewährt hat und als kühner und gewandter Wortbildner kaum hinter seinem Stammesgenossen Fischart zurücksteht, Graf Platen, der sich durch seine formvollendeten Ge-

*) Das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht ist, nach der Sprache zu urteilen, von einem mittelrheinischen Dichter verfaßt; dasselbe gilt vom König Rother, vom Annolied und Herzog Ernst, von den Spielmannsepen Salman und Morolf, Oswald und Orendel u. a.

dichte (Das Grab im Busento, Der Pilgrim von Sankt Just u. a.) sowie durch seine nach dem Muster des griechischen Lustspieldichters Aristophanes geschriebenen Dramen (Romantischer Ödipus, Verhängnisvolle Gabel) einen Namen gemacht hat, Jean Paul, der bedeutendste Vertreter des humoristischen Romans (Flegeljahre, Titan u. a.), Oskar v. Redwitz, der seinen Ruf vor allem dem Epos Amaranth verdankt, Martin Greif, der als Lyriker tief empfundene Töne anzuschlagen versteht und durch seine patriotischen Dramen (Prinz Eugen, Heinrich der Löwe, Konradin u. a.) zu wahrer Vaterlandsliebe zu begeistern vermag, Karl Simrock, der durch seine Übertragungen des Nibelungenliedes und anderer mittelhochdeutscher Dichterwerke die Poesie des Mittelalters weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat, Gottfried Kinkel, der Schöpfer des lieblichen rheinischen Sanges von Otto dem Schützen, W. H. Riehl, der feine Novellist und Verfasser kulturgeschichtlicher Skizzen über „Land und Leute", „Die Familie" und „Die bürgerliche Gesellschaft", sowie Emil Rittershaus, in dessen lyrischen Dichtungen das muntere, sangesfrohe Leben der Rheinlande Gestalt gewonnen hat. Denn in diesem Teile des deutschen Dichterwaldes ist zahlreichen Sängern die schöne Gabe verliehen worden, unsterbliche Lieder anzustimmen und durch den Klang ihrer Leier zu begeistern. In manchen von ihnen aber wie in Graf Platen und in Clemens Brentano kommt deutlich das unruhige Wesen der Franken zum Ausdruck. „Ein ew'ger Streit von Wehmut und von Kühnheit, der oft zu einer innern Wut sich hob, ein innerliches, wunderbares Treiben ließ sie an keiner Stelle lange bleiben" (Brentanos Werke II, 292).

Aber auch die Wissenschaft hat hier nicht gefeiert, sondern zählt vorzügliche Vertreter und Kräfte ersten Ranges in ihren Reihen. Voran seien genannt die bahnbrechenden Meister philologischer Forschung: Jakob und Wilhelm Grimm aus Hanau, die sich um das wissenschaftliche Studium der deutschen Sprache und Sitte durch hervorragende Werke wie das Wörterbuch der deutschen Sprache, die deutsche Grammatik, die deutsche Mythologie, die Sammlung von Volksmärchen u. s. w. unsterbliche Verdienste erworben haben, Friedrich Diez aus Gießen, der die romanische Sprachwissenschaft begründete, ferner Franz Bopp aus Mainz, der durch seine vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen den Zusammenhang erschloß, welcher

zwischen den Organen der meisten Völker Europas und Südwestasiens in Lautlehre und Flexion, Wortbildung und Wortschatz bestand, und der Südfranke August Böckh aus Karlsruhe, der die Staatswirtschaft des griechischen Volkes auf Grund der Inschriften in ein ganz neues Licht rückte. Dann gilt es der Freunde altklassischer Sprachen und Litteraturen (Humanisten) zu gedenken, eines Reuchlin, Melanchthon, Konrad Celtes; ebenso eines Ulrich von Hutten und Willibald Pirkheimer, in welchen die bewegliche Art ihres Stammes besonders deutlich zu Tage tritt. Die Kosmographie fand in Regiomontanus aus Königsberg in Franken und in Martin Beheim aus Nürnberg ihre ersten namhaften Vertreter; in dieser Stadt wurde auch 1501 durch G. Glockendon eine Karte von Deutschland gefertigt und zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die Kartographie durch Homann vervollkommnet, während im Rheinlande ein anderer Franke, Gerhard Cremer (Mercator), die ersten Karten nach der von ihm entworfenen Projektion herstellte. Auch der Freiherr von Aufseß darf nicht unerwähnt bleiben, der sich um sein Vaterland hoch verdient gemacht hat durch die Gründung des germanischen Museums zu Nürnberg, einer Stätte, in der Erzeugnisse deutscher Kultur besonders aus der Zeit des Mittelalters zur Schau gestellt werden.

Ferner sind von den hervorragenden Männern, die Franken aufzuweisen hat, nicht wenige durch Entdeckungen oder Erfindungen berühmt geworden. Simon Marius in Ansbach berechnete 1609 die Jupitermonde, und W. K. Röntgen aus Lennep entdeckte 1895 in Würzburg die nach ihm benannten Strahlen, Philipp Reis aus Gelnhausen bei Hanau konstruierte 1861 das erste Telephon, während Johannes Gutenberg aus Mainz die Buchdruckerkunst erfunden und im Verein mit Johannes Fust und Peter Schöffer wesentlich verbessert hat. Gas aus Knochenfett stellte zum erstenmale in Deutschland Professor Pickel zu Würzburg dar und verwendete es zur Beleuchtung seines Laboratoriums (1786), das schwefelsaure Natron (Glaubersalz) erfand der Alchymist Joh. Adolf Glauber in Karlstadt in Franken, Aluminium (1827) und Beryllium (1828) Friedrich Wöhler aus der Gegend von Frankfurt a. Main.*) Eine neue Theorie von der Ernährung

*) Der Kartoffelspiritus wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst in der Pfalz hergestellt.

der Pflanzen begründete Justus von Liebig aus Darmstadt; er schuf mit den daraus gezogenen Ergebnissen eine andere Methode der Landwirtschaft, verbesserte aber auch die Ernährungsweise der Menschen durch Herstellung von Fleischextrakt, Kleienbrod und Suppe für Säuglinge. Am meisten ragt durch Erfindungsgabe die Stadt Nürnberg hervor. So wurde 1517 von einem dortigen Uhrmacher das Radschloß an Handfeuerwaffen konstruiert, 1560 von einem anderen Nürnberger die Windbüchse gefertigt, um dieselbe Zeit von einem dritten der hölzerne Blasebalg. Um 1500 erfand Peter Henlein seine Nürnberger Eier, die ersten durch Federkraft getriebenen Taschenuhren, ein halbes Jahrhundert später Georg Hartmann die magnetische Inklination.*) Auch ist nicht zu vergessen, daß der Wiederentdecker der Glasmalerei, Sigismund Frank, im 18. Jahrhundert zu Nürnberg geboren und daß 1835 die erste deutsche Eisenbahn von dieser Stadt nach Fürth gelegt worden ist, eine Nachahmung der 1829 zwischen Liverpool und Manchester in Betrieb gesetzten Lokomotivbahn.

Das führt uns zu dem gewerblichen und industriellen Gebiete. Auf diesem ist das Schlaraffenleben, das uns der Nürnberger Schuhmacher und Poet so meisterhaft geschildert hat, nirgends weniger zu Hause als in seiner Heimat oder in einer anderen Gegend des fränkischen Landes, vielmehr gewahren wir überall eine rege Thätigkeit, aus der sich auch zum Teil die große Bedeutung der Frankfurter Messe erklärt. Die Rheinprovinz und Hessen gehören mit Schlesien und Westfalen zu den Gebieten unseres Vaterlandes, in denen sich die Fabrikthätigkeit zur höchsten Blüte entfaltet hat. Dabei waren die reichen Kohlenlager im Ruhr- und Saarbecken außerordentlich fördersam, nicht minder die Eisenerze, die man ja gewöhnlich in der Nähe der Steinkohlen findet. Daher giebt es Gußstahlwerke in Essen (Kruppsches Etablissement), Oberhausen, Duisburg u. a., Stahlwarenfabriken z. B. in Solingen und Remscheid. Ferner werden Samt und Seide in Krefeld, Tuch und Buckskin in Aachen und Burtscheid, Baum-

*) Sehr bekannt dürfte auch der „Nürnberger Trichter" sein, d. h. eine Anweisung, in kurzer Zeit die Regeln der Dichtkunst zu erlernen („Poetischer Trichter, die teutsche Dicht- und Reimkunst ohne Behuf der lateinischen Sprache in sechs Stunden einzugießen"), die Philipp Harsdörfer gegeben hat.

wollenstoffe in Elberfeld und Barmen, Weißwaren in Neuß, Schuhwerk in Pirmasens, andere Lederartikel in Eschwege und Hersfeld, Bijouteriegegenstände in Hanau, Steingut und Fayencewaren in Mettlach hergestellt. Auch die Chemikalien- und und Farbenwerke des Maingebiets (Frankfurt, Höchst, Schweinfurt) dürfen nicht unerwähnt bleiben, noch weniger die Spielwaren- und Bleistiftfabriken von Nürnberg oder die großen Bierbrauereien in Kulmbach, Erlangen und Nürnberg. Kurzum, wohin wir blicken, finden wir emsigen Fleiß, der unverdrossen schafft. Überdies besitzt das ganze Gebiet außerordentlich viel mineralische Quellen, die jährlich Tausende von Badegästen an sich ziehen und deren Wasser in alle Welt versandt wird. Der ganze Mittelgebirgszug von der Mosel an bis zum Fichtelgebirge und noch weiter ist reich daran, vor allen Dingen der Taunus, in dessen Thälern ein Gesundbrunnen fast neben dem andern entspringt, aber auch die Rhön, an deren Fuße Kissingen, Bocklet und andere heilkräftige Bäder liegen.

Noch ein Gebiet hätten wir zu berühren, auf dem sich die schöpferische Thätigkeit des fränkischen Geistes hervorragend bethätigt hat, das der Kunst. Am stiefmütterlichsten ist die Musik weggekommen, die zwar einen so ausgezeichneten Meister wie Ludwig van Beethoven ihr eigen nennt, im übrigen aber nur wenige namhafte Männer aufweisen kann. Denn wenn auch am Rhein von groß und klein in allen Tonarten gesungen wird, so haben doch die Gabe der schöpferischen Gestaltungskraft des Komponisten nicht viele aufzuweisen. Stärker ist die bildende Kunst vertreten; zu ihrer Entfaltung hat schon die reiche Nürnberger Kaufmannschaft des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit wesentlich beigetragen. Denn wie man in dieser Stadt schon frühzeitig große kulturhistorische Sammlungen anlegte und kostbare Kupferstiche herstellen ließ, so gab man auch den Malern und Bildhauern hinlänglich Gelegenheit, der Phantasie die Zügel schießen zu lassen. Daher treten uns hier im 16. Jahrhundert die Anfänge einer deutschen Kunst entgegen, die freilich nur einen kurzen Lenz erlebte, ohne daß ihm ein ertragreicher Sommer gefolgt wäre, die aber trotzdem hochbedeutsam genannt werden muß. Glänzende Namen sind hier zu verzeichnen: Albrecht Dürer, der größte Maler, den Deutschland hervorgebracht hat, durch und durch deutsch in seinen Geisteserzeugnissen, ferner Peter Vischer, ein



Aus Dürers „Marienleben"
(nach „4 Holzschnittfolgen Dürers", Leipzig, Zehls Verlag. E. Haberland).

Zu Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften. II.

hervorragender Erzgießer, der Schöpfer des Sebaldusgrabes in der gleichnamigen Kirche zu Nürnberg, Adam Krafft, ein trefflicher Bildhauer, dessen Sakramentshäuschen in der Lorenzkirche seiner Heimat uns noch immer Bewunderung abnötigt, und Michael Wohlgemuth, von dem wir ausgezeichnete Holzschnitte besitzen. Freilich ist diese glänzende Kunstepoche längst vorüber, und die Stadt zehrt fast nur noch von dem Ruhme der großen Vorzeit, aber die stattlichen Bildwerke, die sie uns bietet, entzücken noch immer und werden ein Anziehungspunkt für Fremde bleiben, so lange die Perle des Frankenlandes steht. Nach alledem nimmt es nicht wunder, daß in Nürnberg 1662 die älteste deutsche Kunstakademie geschaffen wurde nach dem Vorbilde der am Ende des 16. Jahrhunderts gegründeten Accademia di Sa Luca zu Rom und der 1648 von Ludwig XIV. gestifteten zu Paris. Die Berliner wurde erst 1694, die Dresdener 1697, die Wiener 1726, die Münchener 1770, die Düsseldorfer 1821 in's Leben gerufen. Auch das Rheinland hat in der bildenden Kunst einen guten Klang. Hier haben berühmte Dombaumeister gewirkt, wie Erwin von Steinbach, der Schöpfer des Straßburger Münsters. Hier haben auch tüchtige Maler gelebt, wie Stephan Lochner, der hervorragendste Vertreter der alten Kölner Malerschule, und Alfred Rethel, ein Schüler der Düsseldorfer Akademie. Jenem verdanken wir das herrliche Dombild zu Köln, diesem den Freskenschmuck des Aachener Kaisersaales. Dabei ist zu beachten, daß die Geistesart des fränkischen Stammes der Ausbildung von Universalgenies sehr günstig ist. Wie Goethe in Kunst (Poesie, Malerei) und Wissenschaft (Farbenlehre, Mineralogie u. a.) gleichermaßen zu Hause war und sich auch praktisch (Theaterwesen, Parkanlagen, Bergbau) vorzüglich bewährte, so zeigte sich auch Albrecht Dürer gleich gewandt mit dem Pinsel wie mit dem Grabstichel, mit dem Holzschneidemesser wie mit der Radiernadel, auf dem Gebiete der religiösen, mythologischen und allegorischen Darstellung wie im Porträt und in der Landschaft. Im übrigen können wir uns kurz fassen. Denn die Geschichte und Staatskunst Frankens hat ebenso wenig große Männer zu verzeichnen als das Kriegswesen. Doch ist keine Regel ohne Ausnahme. Eine solche bilden dort der Freiherr von Stein aus Nassau und der bairische Minister Freiherr von Lutz aus Münnerstadt, hier der General Seydlitz, der zu Kalkar bei Kleve geboren ist.

Eine Landschaft haben wir bisher so gut wie gänzlich beiseite gelassen, nämlich das **niederfränkische Gebiet**. Es nimmt eine ähnliche Stellung zu unserem Vaterlande ein wie die Schweiz. Nachdem es durch das Mittelalter hindurch ein Glied des Reichs gewesen, wurde es in der Neuzeit endgültig davon losgetrennt und besteht jetzt aus den beiden Staaten Holland und Belgien, von denen der eine ganz germanisch, der andere zur Hälfte romanisiert ist.*) Die Bewohner können den fränkischen Typus nicht verleugnen. Wenn wir die Schilderung lesen, die Goethe in seinem Egmont von ihnen entwirft, so werden wir unwillkürlich an unsere Rheinländer erinnert. In der ersten Volksscene sagt der Krämer Soest vom König Philipp II. von Spanien: „Es ist kein Herr für uns Niederländer. Unsere Fürsten müssen froh und frei sein wie wir, leben und leben lassen, wir wollen nicht verachtet noch gedrückt sein." Und Egmont, der beste Vertreter eines Niederländers seiner Zeit, wird uns als ein heiterer, sorgloser Mann geschildert, offen und ehrlich, gastfrei und ein Freund der Geselligkeit, leutselig und voller Vertrauen, dabei tapfer und unerschrocken im Kampfe. Es ist bezeichnend, daß die Worte flott (ursprünglich vom Schiff), prassen (von bras, Schmaus), Mummerei und biegeln (eigentlich mit dem Pegel d. h. Aichstrich versehen, dann die bis zu diesem Striche gefüllten Gläser leeren) niederländischen Ursprungs sind.

Von der Rührigkeit des Volkes legt der stark entwickelte Seehandel und die Blüte seines Kolonialbesitzes beredtes Zeugnis ab, nicht minder der Umstand, daß bei ihm schon frühzeitig eine reiche Industrie vorhanden war. Für seine Phantasie sprechen manche **Erfindungen** auf technischem Gebiete, die wir ihm zu verdanken haben. Niederländer waren Lippershey aus Middelburg, der den Generalstaaten 1608 das erste selbstkonstruierte Fernrohr vorlegte; ebenso die Brillenschleifer Hans und Zacharias Janssen, die 1590 in derselben Stadt das Mikroskop erfanden, und Huygens, der 1656 die Pendeluhr verbesserte. Vor allem aber können wir Schlüsse auf die geistige Befähigung ziehen aus den hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der **Malerei**. Hier finden wir seit dem

*) Holländer und Belgier unterscheiden sich in ihrem Wesen jetzt fast ebenso wie Norddeutsche und Süddeutsche.

15. Jahrhundert eine Reihe der bedeutendsten Kräfte thätig, die originell auftreten und ihre eigenen Wege gehen. Da sind zunächst zu nennen die Brüder van Eyck, die zuerst in Öl malten (um 1410), sodann Peter Paul Rubens, der Stifter der vlämischen Schule, der sich mit Leichtigkeit auf allen Gebieten seines Faches bewegt und bis zur Gegenwart von hervorragendem Einfluß auf andere gewesen ist, sowie dessen bedeutendster Schüler A. van Dyck. Während diese besonders in der Behandlung historischer Stoffe, im Genre und Porträt Vorzügliches leisteten, legte die holländische Schule größeres Gewicht auf die Darstellung der bürgerlichen Ordnung und auf sogenannte Schützen- und Regentenstücke d. h. Massenvorführungen städtischer Korporationen, so Frans Hals und Rembrandt van Rijn, der Maler des Helldunkels. Ihre Nachfolger aber liebten die Vorzüge des Alltagsverkehrs so sehr, daß sie sich mit Wohlbehagen Stoffe aus dem täglichen Leben des niederen Volkes aussuchten. Daneben erreichte die Landschaftsmalerei z. B. in Jakob Ruysdael eine seltene Höhe. Da nun auch das Seestück, das Stillleben und andere Gattungen hervorragende Werke aufzuweisen haben, so kann man behaupten, daß die Niederländer fast in jedem Fache der Malerei zu Hause waren. Die übrigen Künste treten zurück, namentlich die Musik.

Dagegen finden wir auf dem Gebiete der Wissenschaft große Männer thätig, wie den gelehrten Juristen und Staatsmann Hugo Grotius, die Humanisten Erasmus v. Rotterdam und Rudolf Agricola und namhafte Philologen in beträchtlicher Zahl (Haverkamp, Drakenborch, Heinsius, Grävius, Burmann, Ruhnken, Hemsterhuys, Valckenaer, Scaliger). Nur mit der Philosophie ist es schlecht bestellt; denn der Israelit Baruch Spinoza, dessen Eltern von Portugal stammten, kann nicht dem Frankenstamme zugerechnet werden.*)

Endlich für die Freiheitsliebe des niederländischen Volkes sprechen seine Waffenthaten im Kampfe gegen die Spanier unter der Führung von Helden wie Wilhelm von Oranien, auf geistigem Gebiete aber ihre Befreiung von der Flut der Fremdwörter, die aus dem Romanischen eingedrungen waren.

---

*) René Descartes (Renatus Cartesius) der in Holland 20 Jahre (1629—1649) seinen gelehrten Studien lebte, war ein Franzose.

Keiner von den Germanenstämmen hat so gründlich mit diesen Eindringlingen aufgeräumt wie die Holländer, am wenigsten die Deutschen, die noch immer dagegen anzukämpfen haben. Denn jene besitzen seit mehreren Jahrhunderten heimische Ausdrücke für viele Gegenstände und abgezogene Begriffe, bei denen uns der ausländische Name unentbehrlich und in Fleisch und Blut übergegangen zu sein scheint, wie Achttoon für Oktave, Denkbeeld für Idee, Twistrede für Disputation, Opstel für Thema, Wiskunde für Mathematik u. a. Bei ihnen haben daher auch deutsche Sprachreiniger des 17. Jahrhunderts, wie Schottel, bedeutsame Anregungen zu ihrem Vorhaben erhalten, und Philipp v. Zesen, der lange und oft in den Niederlanden weilte, konnte erklären: „Die Holländer waren die ersten, welche eine reine, mit fremdem Geschmeiße unbefleckte Rede förderten." Unter ihrem Einflusse sind daher auch Verdeutschungen wie Erdkunde und Altertumskunde für Geographie u. s. w. durch die Wissenschaft übernommen worden.

III.

Die Baiern.*)

Der bairische Stamm hat seinen Sitz zu beiden Seiten der Donau aufgeschlagen, von der Einmündung des Lechs bis an die Grenze des magyarischen und slavischen Sprachgebiets in Ungarn. Nördlich erstreckt sich sein Gebiet über die Oberpfalz bis ans Fichtelgebirge, südlich über das bairisch-österreichische Alpenland bis etwa nach Bozen, Villach, Klagenfurt und Marburg in Steiermark, abgesehen von den deutschen Sprachinseln Ungarns und anderer Kronländer der habsburgischen Monarchie.

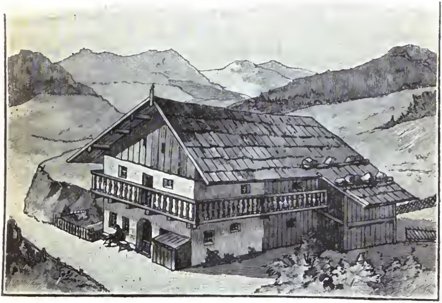
Die Nachrichten, die wir aus früheren Jahrhunderten über ihn erhalten haben, lauten meist wenig günstig. Thöricht wie das bairische Volk war zur Zeit Wolframs von Eschenbach ein weitverbreitetes Wort, und was Aventin und Sebastian Franck von ihm zu melden wissen, klingt auch nicht rühmlich. Das schönste Lob erhalten die Baiern aus dem Munde Luthers, des Mannes, von dem sie am wenigsten wissen wollten, ja gegen dessen Schriftsprache sie sich mehr als zwei Jahrhunderte so sehr gesperrt haben, daß sie selbst das mitteldeutsche e am Wortschluß als lutherisches e verpönten und bekämpften. In seinen Tischreden sagt er nämlich einmal: „Wenn ich viel reisen sollt', wollte ich nirgendwo lieber denn durch Schwaben- und Baierland ziehen. Denn sie sind freundlich und gutwillig, beherbergen gern, und gehen den Wandersleuten entgegen und thun ihnen gute Ausrichtung für ihr Geld." Manche Züge des Bildes, das wir aus dem Schrifttum früherer Zeiten gewinnen, sind seitdem verwischt, aber vier Eigenschaften bestehen noch gegenwärtig fast unverändert fort, die Abneigung gegen

*) Der Gleichmäßigkeit wegen ist nicht nur der Volksstamm mit ai geschrieben worden, sondern auch das heutige Land trotz der offiziellen Schreibart mit ay, die sprachgeschichtlich unberechtigt ist.

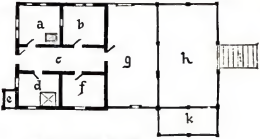
Handel und Industrie, die Freude an Gesang und Tanz, die Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus und der strenggläubige Sinn.

„Die Baiern achten nicht die Kaufmannschaft, daher kommen auch die Kaufleute nicht zu ihnen", sagt ein einheimischer Gelehrter. Obwohl wichtige Handelsstraßen im Innthal hinauf und über Partenkirchen und Mittenwald nach dem Brenner führten, schwang sich doch auf der Hochebene südlich der Donau keine einzige Stadt zu einem bedeutenden Warenmarkt auf, die alte Grenzfeste Regensburg aber, die den wichtigen Orienthandel auf der Donau betrieb und im Mittelalter eine so hervorragende Rolle spielte, daß noch jetzt eine von da nach Naumburg führende Straße im östlichen Thüringen die Regensburger heißt, sah sich gar bald durch Ulm, Augsburg und Nürnberg beeinträchtigt und in den Hintergrund gedrängt. Statt des Handels waren von jeher Ackerbau und Viehzucht die Quellen des Wohlstandes und die Säulen des Staates. Der Bauer aber kommt wenig mit der Außenwelt in Berührung. Darum zeigt auch sein Haus im Gegensatz zum fränkischen weniger Fenster zum Ausschauen und oft so klein, daß sie wie Schießscharten hervorlugen. Zusammenschluß zu städtischen Siedelungen ist ihm nicht besonders genehm. Wie die größeren Gemeinwesen auf altbairischem Boden überhaupt selten sind, so ganz besonders in dem Grenzlande zwischen Isar und Salzach. Und wenn anderswo in den Flußthälern eine Stadt neben der andern erblüht, so machen die bairischen Gewässer davon eine Ausnahme. „Sie führen die Wildnis des Hochgebirgs tief in die Ebene hinein und erheben vielmehr durch die Einsamkeit und charaktervolle Rauheit der Scenerie als durch lachendes Kulturleben das Gemüt des Naturfreundes. Die Thalweitungen der aus dem Gebirge getretenen Flüsse sind unverhältnismäßig breit. Die größeren Ströme haben selten ein geregeltes Bett; sie laufen fast alle in zahlreichen Abzweigungen und Seitenarmen auseinander und nehmen mit nutzlosen Inselchen, Sand- und Geröllbänken, Altwässern und kleinen Sümpfen dreimal mehr Platz ein als ihnen gebührte. Diese breite Physiognomie ist auch den Dörfern gewissermaßen angeboren. Sie sind viel ausgedehnter angelegt. Selbst die Toten liegen auf den Kirchhöfen oft auffallend weit auseinander gebettet. Überall macht sich der Eindruck geltend, daß in dieser Gegend noch sehr viel

Raum sei. Die Ackerparzellen sind für ein mitteldeutsches Auge mehrenteils erstaunlich groß, die Ackerfurche ziemlich breit und tief gezogen, die Pflanzen meist weitschichtig gesetzt." So schildert das Gebiet W. H. Riehl, ein feiner Kenner von Land und Leuten,



a Stube.
b Schlafkammer.
c Flur.
d Küche.
e Schweinestall.
f Milchkammer
g Stall.
h Scheune.
i Auffahrt.
k Schuppen.



Bairisches Haus.
(Nach E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde.)

der selbst mit dem Wanderstabe durch Baiern gezogen ist. Und was er vor etwa fünfzig Jahren fand, gilt größtenteils noch jetzt. Überall tritt der Grundcharakter der Weitschichtigkeit und behaglichen Breite in die Erscheinung. Mineralische Schätze sind zwischen Donau und bairischen Alpen in geringem Maße

vorhanden (z. B. Kohlen bei Miesbach); nur in einigen Gegenden der bairischen Oberpfalz und Österreichs finden wir Eisenerze und andere Metalle, und in der südöstlichen Ecke von Oberbaiern beginnt das große Salzlager, nach dem Landschaft, Fluß und Hauptstadt der Gegend benannt worden sind (Salzkammergut, Salzach, Salzburg).

Fehlt es auch dem Volksstamme an kommerzieller Regsamkeit, so zeigt er doch große Neigung zu gemütlicher und guter Lebensführung, zu Spiel und Tanz und allem, was damit zusammenhängt. Das Schuhplatteln ist eine alte und gern geübte Kunst und wird oft unter dem Klange der Zither vorgenommen. Ergötzte doch selbst Herzog Max seine geliebten Tegernseeer durch die geschickte Handhabung dieses Instruments. Und wie der unvergeßliche Karl Stieler in jener Gegend seine fröhlichen Lieder sang, so haben sich auch volkstümliche Weisen wie „Wenn's Mailüfterl weht" von da über ganz Deutschland ausgebreitet. Vor allen Dingen aber sind die Schnaderhüpfel*), die nach der hüpfenden Bewegung benannt sein dürften, vom bairischen Hochlande ausgegangen und haben ihren Machtbereich nordwärts bis zum Vogtlande (Rundas) und bis nach Thüringen (Koburger Schlumperliedel) ausgedehnt. Die so oft citierten Verse aus einem Briefe Wernhers von Tegernsee: „Du bist mein, ich bin dein, des sollst du gewiß sein. Du bist beschlossen in meinem Herzen, verloren ist das Schlüsselein, du mußt immer darinne sein" können diese Gattung poetischer Erzeugnisse für das 11. Jahrhundert belegen. Das Jodeln aber ist in den Alpen so naturgemäß, daß man sich wundern müßte, wenn der sangeslustige Hirte nicht darauf gekommen wäre, das Echo der Berge zu wecken. Die ausgelassenste Fröhlichkeit findet man bei den Volksfesten. Im Anfange des Oktobers giebt sich jung und alt auf der Münchener Theresienwiese ungezügelter Freude hin; dabei werden gewaltige Mengen von Gerstensaft vertilgt. Wie einst die alten Sachsen im Rufe der größten Biertrinker standen

*) Z. B.: „A Büchsel zum Schießen und an Stoßring zum Schlagn und a Dianal (Dierndl) zum Lieben muß a frischa Bua habn." Solche Liedchen erklangen zunächst beim Tanz in der großen Wirtsstube, ferner beim Gasselgehn oder Fensterln, aber auch auf der einsamen Alm aus dem Munde des Hirten. Sie sind meist erotisch oder satirisch und spiegeln Liebesfreude oder Spott wider. Vgl. L. Steub, Drei Sommer in Tirol I, 236.

und ihre Bräue sich weithin eines guten Leumunds und Absatzes erfreuten, so haben heute die Baiern in der Herstellung und im Konsum des Bieres die Meisterschaft. Wenn der Magen mit Rettig (Radi) gereizt wird, so nimmt er viel des geschätzten Stoffes in sich auf. Daher ist auch dessen täglicher Verbrauch nicht nur in der königlich bairischen Durstlöschungsanstalt am Platzl, genannt Hofbräuhaus, sondern auch in anderen Lokalen ganz riesig. Auf die Schönheit der Schankräume sieht der Baier nicht, wenn nur das Getränk süffig ist; er spricht auch, während er es zu sich nimmt, mit Vorliebe davon. Demnach begreift man, daß in München 1844 eine Revolution ausbrach, weil der Maßkrug um einen Kreuzer aufgeschlagen war, und daß der Münchener sofort beruhigt war, als der Preis wieder fiel. Jener Baier, dem eine gütige Fee drei Wünsche auszusprechen verstattet hatte, bat zum ersten um genug Bier, sodann um hinlängliches Geld zum Biertrinken und zum dritten nach einiger Überlegung noch um a Bisserl Bier. Von den 24 000 Hektaren Landes, die im deutschen Reiche mit Hopfen bestellt sind, kommen 15 000 auf Baiern und von den 32 273 000 Hektolitern Bier, die 1890 im Reichssteuergebiete produziert wurden, 14 427 000 auf dasselbe Land. Als Wahrzeichen von München gelten die beiden eigenartig behelmten Frauenkirchtürme, von denen im Volksmunde die Rede geht, man habe, weil das Geld ausgegangen sei, statt der Spitze zwei Maßkrüge darauf gesetzt, was ja für eine Bierstadt sehr geeignet ist.*) Der reichliche Genuß dieses Getränks aber in Verbindung mit der kräftigen Kost der beliebten Knödel, Dampfnudeln u. s. w. verleiht dem ganzen Menschenschlage eine bedeutende Körperfülle und eine höhere Gesichtsröte, so daß die untersetzten, breitschultrigen, muskulösen Gestalten größtenteils einen recht behäbigen Eindruck machen. Im ganzen sind sie zwar phlegmatisch, doch besitzen sie so viel überschüssige Kraft, daß sie zur Kirta (Kirchweih) und bei anderen festlichen Gelegenheiten gern Proben ihrer Leistungsfähigkeit ablegen. Raufereien sind da an der Tagesordnung, und mit dem Schlagring wissen sie geschickt aufeinander loszugehen. Bei jedem Siege schmücken sie den „Tiroler" Hut mit einer Feder zur Augenweide der Dorfschönen, deren Ansicht ist: „Kei Feder am Huet, der Bua

*) München hatte 1895 28 Brauereien mit einer jährlichen Produktion von über 3 Millionen Hektoliter.

is net guet." Mit je mehr Federn der junge Bursche ausgezeichnet ist, um so willkommener ist er den Mädchen beim „Fensterln" und beim „Gasseln". Dagegen geht den Baiern, abgesehen von den Schnaderhüpfeln, die Neigung ab, Humor in Neckereien und im Foppen kund zu geben. Selbst die in München erscheinenden „Fliegenden Blätter" sind ein künstliches Gewächs, an dessen Gedeihen ganz Deutschland thätigen Anteil nimmt, wenn es auch am meisten von den Künstlern der bairischen Hauptstadt gefördert wird. Aber harmlose Unterhaltung beim Glase Bier schätzt der Durchschnittsmensch über alles. Da taut er auf und geht etwas mehr aus sich heraus. Wie überhaupt der Unterschied der Stände weit weniger hervortritt als in Norddeutschland, so fallen am Biertisch die Schranken vollends. Hier spricht nur der Mensch zum Menschen. Daher sitzt in den Schankwirtschaften alles bunt durcheinander; selbst der höchste Beamte nimmt keinen Anstoß daran, neben dem Dienstmanne seinen Maßkrug zu leeren.

Damit ist nicht gesagt, daß die Achtung und Ehrfurcht vor den höheren Ständen geschmälert und beeinträchtigt würde. Denn die Liebe zu den Vorgesetzten ist ein oft gerühmter, schöner Zug des ganzen Stammes. Besonders gilt dies von der Treue und Anhänglichkeit an das Herrscherhaus. Wie Kaiser Maximilian — man denke nur an die Episode auf der Martinswand — oder Maria Theresia von ihren Unterthanen auf den Händen getragen wurden, so schätzten auch die Baiern einen Max Josef so hoch, daß sie sagen konnten: „Weil wir dich nur haben, Maxl, ist alles gut." Welcher Beliebtheit sich aber König Ludwig II. erfreute, ließ sich recht deutlich bei seinem tragischen Ende wahrnehmen. Von Empörungen gegen die Machthaber hat man daher selten gehört, so hart auch die Bauern unter der Last zu leiden hatten, die ihnen einst von ihren vielen adeligen Grundherren auferlegt wurde; und deren gab es z. B. Ende des 18. Jahrhunderts in Baiern und der Oberpfalz 4720. Daß die Bewohner Gut und Blut für das Vaterland einsetzten, ist fast selbstverständlich. Als Baiern im spanischen Erbfolgekriege von den kaiserlichen Truppen besetzt worden war, wollte das Volk „lieber bairisch sterben als in des Kaisers Unfug verderben"*), und wenn das Land auch

*) Gewöhnlich wird falsch citiert: „Lieber bairisch sterben als kaiserlich verderben." In der richtigen Fassung liegt noch eine be-

wenige bedeutende Generale aufzuweisen hat, wenn auch die zwei Kriegsmänner, deren Standbilder die Münchener Feldherrnhalle zieren, Tilly und Wrede, nicht innerhalb der blauweißen Grenzpfähle Baierns geboren sind*), so haben sich doch die Baiern in den Kämpfen, die auf der Donauhochebene stattfanden, immer wacker gezeigt von den Hunnenkriegen im 10. Jahrhundert bis zu den blutigen Gefechten mit den Franzosen, die im Beginn des 18. und 19. Jahrhunderts jene Gegenden überschwemmten und verheerten. Darum ist auch die vaterländische Geschichte von jeher außerordentlich gepflegt worden, ja selbst in den Zeiten, wo alles geistige Leben erstorben zu sein schien, blieb das Interesse für die Thaten der Vorfahren rege. Aventinus (Johann Turmayr aus Avensberg) verfaßte im Anfange des 16. Jahrhunderts seine Annales Bojorum und seine Bayerische Chronik, ebenso machte sich die 1759 gegründete Akademie der Wissenschaften zu München die Landeskunde zur Hauptaufgabe, wie die Monumenta Boica darthun, nicht minder bildete in der Folgezeit die Beschäftigung mit der Heimat das Lieblingsgebiet der geschichtlichen Forschung. Und wenn auch die unter König Maximilian II. eingesetzte historische Kommission (1848—1864) einen weiteren Gesichtskreis hatte, so entstand doch auf Veranlassung desselben Regenten das fünfbändige Sammelwerk Bavaria, eine Landes- und Volkskunde des Königreichs Baiern. Aus demselben Vaterlandsgefühl erklärt sich die Thätigkeit eines Schmeller, der die schwierige Aufgabe glücklich löste, den bairischen Wortschatz zu sammeln und in einem umfangreichen Werke niederzulegen, bevor noch andere Gegenden unseres Vaterlandes das Verlangen fühlten, ein Gleiches zu thun.

Wie stark aber der konservative Sinn im Volke auch sonst ausgeprägt ist, erkennt man an dem zähen Festhalten alter Sitten. Ich will nicht daran erinnern, daß im bairischen

---

sondere Nuance: „Der wider die österreichische Landesadministration sich empörende bairische Bauer bleibt selbst im Aufstande gewissermaßen der schuldigen Ehrfurcht vor der Majestät des Reichsoberhauptes eingedenk. Er will nicht den Kaiser, sondern nur dessen Unfug d. h. die Überschreitung seiner Rechte durch den Kaiser, seine tyrannischen Beamten und sein ausschreitendes Kriegsvolk bekämpfen." Vgl. Altbayrische Monatsschrift 1899, Heft 2, S. 1.

*) Der Volksmund sagt, der eine (Tilly) sei kein Baier, der andere (Wrede, der, als in dem bairisch-pfälzischen Heidelberg geboren, politisch zu den Baiern gerechnet wird) kein Feldherr.

Sprachgebrauch der Dienstag und der Donnerstag noch heute die uralten Namen Irtag (= Ertag, Erchtag, d. h. Tag des Kriegsgottes Ares) und Pfinztag (= πέμπτη ἡμέρα, d. h. fünfter Wochentag) haben oder daran, daß ebenda noch die Weihnachtskrippe unter dem Christbaum steht, wohl aber muß ich der Totenbretter gedenken, die man vom bairischen Wald bis an die bairischen Alpen überall antrifft. Schon im alten Bajuvarenrecht (lex Bajuvariorum) heißt es: „Wenn der Leichnam der Erde übergeben und mit einem Brette darüber bestellt worden ist", und noch immer legen die an Feldgrundstücken errichteten einfachen Totenmale mit den Namen der Heimgegangenen und dem Tage des Hintritts beredtes Zeugnis von der rührenden Pietät des Volkes ab. Ebenso altertümlich und charakteristisch bairisch ist die Form der Maibäume mit den zahlreichen geschnitzten und farbig bemalten Figuren, die den Stamm von unten bis oben zieren. Auch die Marterln und Bildstöckl dürften hierher zu rechnen sein, jene schlichten Erinnerungstafeln an einen verunglückten Angehörigen, die oft Jahrhunderte lang erhalten worden sind. Z. B. steht in der Nähe von Bergheim an der Wertach ein solches, das uns meldet, dort sei im Dreißigjährigen Kriege ein Dorfschmied von einem schwedischen Soldaten an den Roßschweif gebunden und fortgeschleift worden, bis er unter gräßlichen Qualen sein Leben ausgehaucht habe. Vor allen Dingen aber zeigt sich die Zähigkeit bei der Bewahrung alter Gebräuche darin, daß sich die aus den mittelalterlichen Misterien (= ministeria) und den Aufführungen der Jesuitenschulen hervorgegangenen Passionsspiele auf bairischem Boden bis jetzt behauptet haben. Während derartige dramatische Scenen in Nord- und Mitteldeutschland schon längst aus dem Brauch und Gedächtnis der Bewohner entschwunden sind*), findet diese Sitte in Oberammergau und anderen Orten des bairisch-katholischen Gebiets noch immer liebevolle Pflege und erfreut sich des Beifalls der kirchlichen und weltlichen Behörden. Denn die katholische Kirche ist streng

*) Nur Weihnachtsspiele haben sich zum Teil bis in unser Jahrhundert gerettet; im Pfarrdorf Braunsroda bei Eckartsberga (Regierungsbezirk Merseburg) wurde ein solches 1782 unterdrückt, in dem altenburgischen Orte Pölzig hat sich ein anderes bis 1863 erhalten, aufgeführt von sechs Personen, Herodes, dessen Marschall, den drei Weisen aus dem Morgenlande und dem Tode.

konservativ und allem Fortschritt abgeneigt, der Baier aber ist ihr treuester Sohn; die Reformation hat fast keinen Einfluß auf ihn ausgeübt. Die Charakteristik, die Sebastian Franck von seinen Laudsleuten entwirft: „Die Baiern sind ein gut römisch andächtig Volk, das gern wallet und lieber zu Mitternacht in die Kirche ginge, als daß es am Tage draußen bliebe" trifft noch gegenwärtig zu. Ende des 18. Jahrhunderts hatte das Herzogtum Baiern 114 Klöster, die Zahl der Wallfahrtsorte, Gnadenkapellen und anderer dem Seelenheil dienender Anstalten war außerordentlich beträchtlich, Prozessionen wurden mit großem Gepränge gefeiert, neue Orden fanden Eingang, selbst so wunderliche wie der von dem Ingolstädter Weißhaupt gegründete der Illuminaten. Was L. Steub von den Tirolern sagt, gilt großenteils auch von den Baiern: „Wohlthäter und Wohlthäterinnen sorgen durch Schenkungen und Vermächtnisse, durch freiwillige Sammlungen für jeden Schmuck der Kirche. Stets wird an neuen Fahnen und an neuen Meßgewändern gestickt; die alten Bilder werden durch neue ersetzt, die vergilbten Altäre wieder frisch bemalt und neu vergoldet, zuweilen mit schweren Kosten ein heiliger Leib verschrieben; auf Bühlen und Bergen entstehen neue Einsiedeleien, Kapellen und Kirchen, die man fast für überflüssig halten möchte, weil deren im Thale schon zu viel sind. Diese thätige Sorge für die Kirche läßt aber wenig Teilnahme für die Schule aufkommen, und es war jedenfalls ein schlimmes Seitenstück zum Glanze des Kultus, daß es vor nicht so langer Zeit noch Schullehrer gab, welche jährlich 60 Gulden einnahmen und ihre mageren Kücheln mit Leinöl backen mußten. Wenn der Bauer ein Testament errichtet, so wird die Kirche nie vergessen, aber unter Tausenden denkt nicht einer an die Schule." Wenn sich, um mit Schiller zu reden, dem Volke der Niederländer der Protestantismus empfahl, weil es, durch die Geschäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichterischen Wirklichkeit herabgezogen, mehr in deutlichen Begriffen als in Bildern lebte und auf Unkosten der Einbildungskraft seine menschliche Vernunft ausbildete, so mußte der dem Handel und Wandel abgeneigte Baier mit seiner durch die großartige Scenerie der Alpenwelt angeregten Phantasie und dem abergläubischen Herzen größeres Wohlgefallen an einer Kirche haben, die alte Bräuche hegt und überdies auf Bilderschmuck und farbenfreudige Umzüge so hohen Wert legt.

„Die katholische Religion wird mehr für ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.“

Die Kirche aber beherrscht in bairischen Landen das ganze geistige Leben. Schon der Name der Hauptstadt München (= zu den Mönchen) ist charakteristisch. Kunst und Wissenschaft haben hier bis in unser Jahrhundert hinein nur soweit gedeihen können als sie von der katholischen Geistlichkeit und den streng gläubigen Fürsten gefördert wurden. Die Litteratur erblühte fast nur auf kirchlicher Grundlage. Wie im Althochdeutschen das Muspilli (= Erdvernichtung, also Ende der Welt und jüngstes Gericht) und das Wessobrunner Gebet religiösen Geist atmen, so sind die hervorragendsten Erzeugnisse der mittelhochdeutschen Zeit die Predigten Bertholds von Regensburg († 1272). Denn Wolfram von Eschenbach wird man, obwohl er sich selbst als Baier bezeichnet, doch zum fränkischen Stamme rechnen müssen. Unter den bairischen Minnesängern fehlen bedeutende Namen; bezeichnend genug dürfte es sein, daß die Dorfpoeten am bekanntesten geworden sind. Wie Wernher der Gärtner uns in seiner epischen Erzählung „Meier Helmbrecht“ eine genaue Schilderung vom Bauernleben seiner Heimat entwirft und damit die erste Dorfgeschichte bietet, so ist Neidhart von Reuenthal der Begründer der höfischen Dorflyrik und sucht in seinen Liedern das tölpelhafte Benehmen, die Raufereien, überhaupt das bäuerische Wesen zu charakterisieren. Die Kunst der Meistersänger fand hier keine gastliche Aufnahme und ist vielleicht nur in München einigermaßen gepflegt worden. Die Poeten der neueren Zeit aber sind meist wenig über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus bekannt geworden, abgesehen von H. Lingg, der mit Vorliebe düstere Bilder aus dem Menschen- und Völkerleben (der schwarze Tod, Catilina u. a.) vorführt, oder von Dialektdichtern wie Fr. v. Kobell und Karl Stieler, die in ihren Werken den treuherzigen Volkston trefflich wiedergegeben haben. Im übrigen beschränkt sich die Produktivität des Volkes in der Regel auf Schnaderhüpfeln und poetische Ergüsse zu Ehren Gestorbener. Hier fehlt es nicht an drolligen Erzeugnissen des Humors, z. B. lautet eine Inschrift: „Im Leben rot wie Zinnober, im Tode wie Kreide so bleich, gestorben am 17. Oktober, am 19. war die Leich“ und eine andere für einen verunglückten Fuhrmann: „Der Weg hin in die Ewigkeit ist doch nicht gar so weit; um 7 Uhr fuhr er fort, um 8 Uhr war er dort“.

Am besten gediehen in der religiösen Atmosphäre die Plastik und die Malerei. Schnitzen von Heiligenbildern, Herstellung von Fresken und Glasgemälden zum Schmucke der Gotteshäuser, Erbauung und Ausschmückung von Kirchen und Kapellen waren Aufgaben, die sich der Gunst des Klerus erfreuten und darum gern gelöst wurden. Die ältesten gemalten Glasfenster in Deutschland, die aus dem 10. Jahrhundert stammen, finden wir im Kloster zu Tegernsee, und noch gegenwärtig sind die bedeutendsten Glasmalereien in München anzutreffen. Wenn dabei nun auch der Phantasie der Künstler freier Spielraum gelassen war, so wurden doch gern dieselben Motive von ihnen wiederholt und dadurch ihre Geschicklichkeit und Gewandtheit vergrößert. Das zeigt sich z. B. bei den Totentanzdarstellungen, deren es nirgends so viele giebt als im Gebiete der vom bairischen Stamme besiedelten Alpen. Auch die Musik wurde an den Bischofssitzen und vom Adel eifrig gepflegt.

Dagegen legte man der freien Forschung überall Hindernisse in den Weg und ließ sich's herzlich wenig angelegen sein, das geistige Niveau der großen Masse zu heben. Der Wahn, daß man den menschlichen Körper „fest machen" könne, war im 17. Jahrhundert in Baiern so verbreitet, daß man geradezu von einer Passauer Kunst reden konnte. Der Glaube an Hexen und Zauberei haftete hier länger in den Gemütern als anderswo, und noch immer sind unter dem wenig aufgeklärten Volke viele abergläubische Vorstellungen und Gebräuche im Schwunge. Für Heiligenlegenden und wunderbare Begebenheiten hat man dort allezeit eifrige und andächtige Zuhörer. Derartige unwahrscheinliche Vorgänge zu bezweifeln kommt dem frommen Sinne des Durchschnittsmenschen nicht bei. Das Wunder ist eben des Glaubens liebstes Kind. Auch die Sprichwörter des Landes lassen die Luft erkennen, die darin weht. So sagt man dort von einem Dinge, das sich schnell bewegt, es laufe wie ein Vaterunser (das man schnell am Rosenkranze herunterbetet), und von einem starken Trinker, er saufe wie ein Templer. Sogar die verschiedenen Arten des Bierrausches werden ähnlich unterschieden; denn ein gelinder heißt Jesuitenräuschlein, ein starker Kapuzinerrausch. Natürlich haben auch die altheidnischen Gebräuche, die in den Zwölfnächten und zu anderen Zeiten vorgenommen werden, in ziemlich großem Umfange den Einfluß der Kirche erfahren. Statt des Schimmel-

reiters oder Knecht Ruprechts, der in Nord- und Mitteldeutschland gegen Weihnachten Umgang hält, tritt uns in den katholischen Landschaften des Südens der heilige Nikolaus entgegen im Bischofsgewande mit der Bischofsmütze auf dem Haupte und dem Bischofsstabe in der Hand, und wo der von Aberglauben befangene Bauer dort den Teufel und alle Hexerei durch drei Kreuze bannt, die er über der Thür des betreffenden Raumes anbringt, geht hier der Hausvater durch alle Gemächer, Ställe und Wirtschaftsgebäude seines Besitztums, besprengt sie mit Weihwasser und durchräuchert sie mit Weihrauch.

Die größte Schuld daran, daß die Volksbildung nur langsam fortgeschritten ist, trägt der Jesuitenorden, der seit der Mitte des 16. Jahrhunderts das Heft in der Hand hatte, die Universitäten zu Ingolstadt und München beherrschte und das Interesse für höhere Bestrebungen, die nicht unmittelbar der Kirche dienten, im Keime erstickte, oder wenn es gleichwohl aufkam, möglichst eindämmte. Was der Jesuitismus forderte (Vernichtung der freien Persönlichkeit, willenloses Einordnen des Menschen in die große Gemeinschaft Christi, Aufgabe des eigenen Ichs zu Gunsten des Gedeihens der allein selig machenden Kirche ohne Kritik und Skrupel), konnte von allen deutschen Stämmen am besten der bairische erfüllen. Männer, die sich die Freiheit, ihre Überzeugung zu äußern, nicht verkümmern lassen wollten, verließen das Land. Begreiflich ist es daher, daß man, als 1759 die Akademie der Wissenschaften in München gegründet wurde, ihre Schriften der Zensur und dem Einflusse der Jünger Loyolas entzog. So konnte es denn damals zuerst der junge Benediktiner Heinrich Braun aus Tegernsee wagen, in seinen Büchern über die deutsche Sprache das Lutherische Deutsch zu empfehlen, das man bis dahin bekämpft hatte. Wie Berthold von Chiemsee 1528 in seiner „Tewtschen Theologey" keinen Wert darauf gelegt hatte, „lustigs Fürtrags und gezierter Wort zu reden" entsprechend der Forderung der Reformatoren, so hatten auch spätere Kanzelredner und Schriftsteller nach der Art des Volkes gesprochen und geschrieben, zwar oft kraftvoll und markig, aber doch mit allen Auswüchsen, die die Mundart an die Hand gab. Und hätte sich nicht im 18. Jahrhundert der gewaltige Einfluß protestantischer Geistesheroen wie Lessing, Klopstock, Schiller und Goethe geltend gemacht, so würde sich wahrscheinlich Kurfürst Max Josef nicht dazu ent-

schlossen haben, 1765 zu verordnen, daß „an die Excolierung und Auszierung unserer deutschen Muttersprache, welche bisher nicht wenig in hiesigen Gegenden vernachlässigt worden, nach dem Beispiel anderer benachbarter deutscher Staaten ernstlich Hand angelegt werde". Nachdem dies aber geschehen, konnte es auch ein Augsburger Unternehmer wagen, 1771 deutsche Schauspiele in München aufzuführen. Noch mehr besserten sich die Verhältnisse, als 1773 der Jesuitenorden aufgehoben wurde; ein völliger Umschwung trat aber in Baiern erst ein, als 1799 die Pfälzer Linie zur Herrschaft gelangte. Mit dem fränkischen Blute des Fürstenhauses kam fortan neues Leben in die verrostete Staatsmaschine*), München wurde nunmehr, namentlich seit Ludwigs I. glänzender Regierungszeit, eine Stadt der Künste; Frühling trat auch im Bereiche der wissenschaftlichen Thätigkeit ein. Was Andreas von Baronoff an Tiersch schrieb: „Die Baiern sind eine tüchtige, brave, muntere Nation, für Wissenschaft und Kunst aber nicht geschaffen. Der Baier, wenn er seinen Acker oder sein Handwerk oder sein Amt redlich bestritten, will froh und heiter ohne weitere Sorgen sein Leben genießen. Er geht dann ins Bierhaus oder ins Theater und läßt sich's gut schmecken und kümmert sich den Teufel nicht um vielen Fortschritt auf geistigem Gebiete", gilt zwar in der Hauptsache noch immer, doch ist es damit schon in vieler Hinsicht besser geworden. Namentlich hat das Land in unserem Jahrhundert eine Reihe bedeutender Geister aufzuweisen, deren Namen mit Stolz von ganz Deutschland genannt und deren Schöpfungen über seine Grenzen hinaus anerkannt werden. Hier sind die Komponisten Gluck und Lachner, die Maler Lenbach und Piloty, der Bildhauer Schwanthaler und der Erzgießer Fr. v. Miller zu Hause; die Physik ist trefflich vertreten durch Fraunhofer, die Chemie und Hygieine durch Pettenkofer, die Erdkunde durch Schlagintweit, die Mineralogie durch Kobell, die Philologie durch Spengel und Schmeller. Als Erfinder verdienen hervorgehoben zu werden Aloys Senefelder, dem es mit Hilfe der Solnhofener Kalkschieferplatten gelang, den Steindruck zu ermöglichen, und Fr. Xaver Gabelsberger, der Be-

*) Namentlich hat sich der Minister Montgelas sehr um die politische und geistige Hebung des Volkes verdient gemacht und, vielfach mit Gewalt, die zahlreichen Reste des Mittelalters beseitigt.

gründer der formenschönsten und ältesten deutschen Stenographie, die sich einer großen Anzahl von Anhängern erfreut.

Nicht viel anders geartet ist der Volkscharakter in den jetzt zu Österreich gehörigen, aber einst von Baiern besiedelten Ländergebieten deutscher Zunge. Nur pulsiert in Wien noch ein fröhlicheres Leben als in München, ein Leben, das Schiller durch folgendes der Donau in den Mund gelegtes Epigramm kennzeichnet: „Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phäaken, immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß". Der steirische Spruch: „Lusti sein, lusti sein mueß jo die Engel freun" klingt auch in der Reichshauptstadt wieder. Denn „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien." Genießt der Baier Knödel und Bier, so der Österreicher Backhähndl und Wein. „An der schönen blauen Donau" werden Kipfel und Plinsen, Krapfen und Kringel, Nocken und Schlägel, Kolatschen und Schmarrn zubereitet, hier ist auch die Heimat der Wiener Schnitzel und anderer Speisen. Und wie im Ländl d. h. in Österreich ob der Enns der Ländler entstand, so ist Wien die Geburtsstätte der Straußschen und Lannerschen Walzer. Hier hat das Stegreifspiel mit dem Hauswurst als Hauptperson zuerst (1708) eine stehende Bühne erhalten und der Karneval mit seiner ausgelassenen Faschingsfreude einen fruchtbaren Nährboden gefunden. Von hier aus verbreitete sich die Sitte, Trinkgelder an Kellner und Kellnerinnen zu entrichten, aber auch der Gebrauch von Höflichkeitsformeln wie „gnädiges Fräulein" oder „ich küß die Hand" und das Giegerltum; ja dieses Wort weist schon durch seine Deminutivendung -erl auf bairisches Sprachgebiet hin; denn es ist von mittelhochdeutschem giege, Narr, abzuleiten und gleichlautend mit giegerl, stolzierendes Hähnchen. In dieser Gegend weilte Tannhäuser, ehe er in den Venusberg einging, erblühte Makarts heitere, dekorative, aber innerlich hohle Kunst, entstanden Grillparzers Dichtungen, die zwar Formenschönheit verraten, in denen aber die Weichheit und behagliche Sinnlichkeit seiner Heimat trefflich zum Ausdruck kommt. Auf militärischem Gebiete galt lange Zeit das sprichwörtlich gewordene „Nur immer langsam voran, daß die österreichische Löffelgarde nachkommen kann", auf politischem aber das Metternichsche System der Reaktion oder das Taaffesche Prinzip des „Fortwurstelns", jenes nicht ohne Einfluß der allem Fortschritt ab-

geneigten katholischen Kirche, dieses infolge der angeborenen Leichtblütigkeit und Gleichgültigkeit. Die bewegliche, sanguinische Art des Wieners aber ist nicht bloß auf den lebhaften Donauverkehr und die bedeutende Mischung der Nationalitäten zurückzuführen, sondern auch auf den Genuß des heiter stimmenden Weins und vor allen Dingen auf die fränkische Kolonisation. Wie man nicht ohne Grund das lebhafte Temperament des Berliners aus einer starken Zuwanderung französischer Emigranten erklärt, die sich nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 zu Tausenden an der Spree niederließen, so wird man auch kaum fehl greifen, wenn man das muntere Wesen der Bewohner von Wien mit der Ansiedelung zahlreicher Franken in Verbindung bringt, die unter den babenbergischen Herrschern nach jener Gegend gezogen wurden. Und diese Beweglichkeit des Menschenschlages ist für die Entfaltung der Künste sehr vorteilhaft gewesen. Darum war Niederösterreich, zumal Wien, für musikalische Leistungen und poetische Erzeugnisse bedeutungsvoller als das bairische Nachbar- und Mutterland. Haydn und Schubert, Seyfried und Czerny sind dort geboren, von Dichtern aber, die in der Hauptstadt des Donaureichs oder in deren Nähe das Licht der Welt erblickten, nennen wir hier Grillparzer, der mit Schillerschem Idealismus besonders Stoffe aus der Sage des Altertums (Sappho, das goldene Vließ u. a.) behandelt, Ludwig Anzengruber, der sich mit Vorliebe auf dem Gebiete des Volksdramas (Pfarrer von Kirchfeld, Das vierte Gebot) und der volkstümlichen Erzählung bewegt, Ferdinand Raimund, dessen Possen und Volksstücke wie Der Verschwender und Der Bauer als Millionär lange Zeit große Zugkraft gehabt haben, und Ed. v. Bauernfeld, den Verfasser von Lustspielen wie „Bürgerlich und Romantisch"; ferner Lyriker wie Joh. Nep. Vogl, den „Vater der österreichischen Ballade", aus dessen Liedersammlung „Das Erkennen" (Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand kommt wieder heim aus dem fernen Land) und „Herr Heinrich saß am Vogelherd" am bekanntesten geworden sind, und Gabr. Seidl, der den Text zu der von Haydn in Musik gesetzten Nationalhymne der Österreicher verfaßt hat; endlich den Epiker Rob. Hamerling, dessen glänzende Begabung aus dem „König von Sion" und dem „Ahasver in Rom" deutlich hervorleuchtet. Am Hofe der Babenberger, besonders unter der Regierung Leopolds VI. und Leopolds VII.,

stand der Minnegesang in Blüte, dort lernte Walther von der Vogelweide singen und sagen. In jener Gegend erhielten auch die beiden großen deutschen Nationalepen, das Nibelungenlied und die Gudrun, ihre letzte Fassung. Von Malern stammt ebendaher außer dem schon genannten farbengewaltigen Hans Makart der gefühlsinnige Moritz von Schwind, der uns das geheimnisvolle Treiben der Märchenwelt (Aschenbrödel, Sieben Raben) und die Romantik des Rittertums (Der Falkensteiner Ritt) in entzückender Darstellung vor die Seele zaubert.

Schlechter ist es mit den Wissenschaften bestellt; denn auch hier hat lange Zeit die Gesellschaft Jesu das Licht freier Forschung mit dem Glaubensmantel zugedeckt. Und wenn sich nicht die Benediktiner einigermaßen gelehrten Studien hingegeben hätten, wenn nicht die habsburgische Geschichte auch in den Zeiten der schwärzesten Reaktion liebevolle Pflege gefunden hätte, so würde dieses Feld noch viel weniger angebaut worden sein. In Wien war lange Zeit das Verzeichnis verbotener Bücher umfangreicher als in Rom, dem Sitze des Papstes. Man kann sich daher kaum einen größeren Gegensatz denken als zwischen dem Österreich der Maria Theresia und dem Preußen eines Friedrichs des Großen. Dort mußte jeder Beamte, der vom Katholizismus abfiel, gewärtig sein, seiner Stelle verlustig zu gehen, hier konnte jeder nach seiner Façon selig werden; dort wurden nur diejenigen Ämter für vornehm und erstrebenswert gehalten, zu denen weiter nichts als Repräsentation gehörte, denn die Arbeit bürdete man den Subalternen auf; hier besorgten auch die höchsten Staatsbeamten ihre amtliche Thätigkeit selbst und der König ging darin mit gutem Beispiele voran, er war der erste Diener seines Staates; dort galt es als Vorrecht der höheren Stände, sich in ausländisches Tuch zu kleiden, hier verpönte selbst der königliche Hof fremde Stoffe, nachdem Friedrichs Vater die Einfuhr auswärtiger Fabrikate untersagt hatte; dort lebte der vermögende Adel mit Vorliebe in Wien und gab sich den Vergnügungen der Großstadt hin, hier bewirtschaftete er seine Güter selbst und genoß die Freuden der Natur. Als der große König Schlesien eroberte, waren die Steuern ungleich verteilt und lasteten großenteils auf dem Handwerkerstande und den Bauern, während die adeligen Großgrundbesitzer oft davon befreit waren; fortan mußte ein höherer Betrag gezahlt und überdies noch

ein großes Heer von den Bewohnern unterhalten werden; trotzdem wurde der Druck nicht so empfunden, weil die Verteilung gleichmäßiger und gerechter war. Vorher dauerten die Prozesse meist lange und verschlangen bedeutende Summen, zumal sie oft nicht ohne Bestechung glücklich zu Ende geführt werden konnten, jetzt bewirkte aber die preußische Schneidigkeit ein rascheres Vorgehen, so daß sich die Zahl der Rechtsanwälte bedeutend verminderte. Überdies wurden seitdem neue Industriezweige in die Provinz eingeführt, weshalb sich das Land von den Schäden der drei schlesischen Kriege sehr rasch erholte. Eine Parallele zwischen dem preußischen und österreichischen Staate der Gegenwart zu ziehen überlasse ich andern, möchte aber doch darauf hinweisen, daß manche der eben angeführten Züge aus dem vorigen Jahrhundert auch jetzt noch bestehen. In Industrie und Handel hält der Donaustaat den Vergleich mit dem Rivalen von 1866 nicht aus, am betriebsamsten sind noch die an Deutschland grenzenden Gebiete von Böhmen und Mähren; die großen Errungenschaften der neuzeitlichen Technik verdanken wir großenteils dem Norden, wiewohl Österreich das Verdienst unbenommen bleibt, die erste Alpenbahn über den Semmering gebaut zu haben. Auch die Wissenschaften mit Ausnahme der Arzneikunde und der Naturlehre haben nicht so große Errungenschaften zu verzeichnen, und die Zahl der Erfinder ist nicht hoch anzuschlagen. Ebenso existiert auf dem Felde der Staatskunst ein großer Unterschied. Als Politiker stehen Metternich und Beust tief unter Stein, Hardenberg und Bismarck; endlich an Geschick, neu erworbene Gebiete mit dem Mutterlande zu verschmelzen, und alles zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschweißen, können sich die Habsburger nicht mit den Hohenzollern messen. Aber an Glück, durch Heiraten das Land zu vergrößern, war Österreich allezeit überlegen; mehr als Preußen durch Krieg erwarb, gewann jenes durch Erbschaft. Daher hieß es: Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube! (Mögen andere Krieg führen, heirate du nur, glückliches Österreich!)

Sollen wir auch die übrigen deutschen Kronländer Österreichs, die von Baiern aus kolonisiert worden sind, kurz erwähnen, so zeigen sie vielfach verwandte Züge. Auf sittlichem Gebiete ist das Gemüt vor dem Willen, auf geistigem die Phantasie vor dem Verstande entwickelt. Die Annalen der

Wissenschaft weisen weniger bedeutende Namen auf als die der Kunst. Die Musik wird allerorten gepflegt; an Liebe zu ihr nehmen es die Zillerthaler Sänger und die böhmischen Musikanten mit jedem auf. Auch bedeutende Männer wie der Salzburger Mozart und der Preßburger Hummel sind hier zu nennen. Von Malern verdient namentlich der Tiroler Franz Defregger hervorgehoben zu werden, der in trefflicher Weise das Volksleben seiner Heimat (z. B. im Salontiroler) zu schildern versteht, von Dichtern Walther von der Vogelweide, der seine Stimme für Kaiser und Reich, Friede und Recht gewaltig erhob und schon auf seine Zeitgenossen einen solchen Eindruck machte, daß mancher ausrief: „Wer des vergäß', der thäte mir leid"; Ulrich v. Lichtenstein, der seine Kraft hauptsächlich dem „Frauendienste" widmete und Oswald v. Wolkenstein, der letzte Minnesänger, der in einer Zeit des Niedergangs der Minnepoesie den ritterlichen Sang zu erneuern und wieder zu beleben suchte; in jüngster Zeit aber Anastasius Grün (Anton Graf v. Auersperg), der besonders durch sein Loblied zum Ruhme des „letzten Ritters" Maximilians I. in weiteren Kreisen bekannt geworden ist; Friedrich Halm (Freiherr v. Münch-Bellinghausen), der mit hinreißendem Schwunge der Sprache Gestalten wie den „Fechter von Ravenna" dramatisch behandelte; Joseph v. Zedlitz, ein trefflicher Elegiker, der in seinen „Totenkränzen" uns an die Gräber vieler bedeutender Männer führt, dem aber auch dramatisch belebte Gedichte, wie die „nächtliche Heerschau", gelungen sind; Adolf Pichler, der kräftigste und volkstümlichste aus der Schar der noch jetzt lebenden Tiroler Sänger, und Peter Rosegger, der in seinen zahlreichen Schriften (Waldheimat, Waldschulmeister) den naiven Volkston des steirischen Landes geschickt wiederzugeben vermag.

IV.

Die Alemannen.

Die herrliche Landschaft, die sich am Oberlauf der drei Flüsse Rhein, Donau und Neckar ausbreitet, wird vom Stamme der Alemannen oder Schwaben bewohnt, dessen Hauptvertreter die deutschredenden Schweizer, die Elsaß-Lothringer und Badener, ferner die Bewohner Württembergs südlich von Heilbronn und Baierns westlich vom Lech sind. Jene sprechen eine Mundart, die man als alemannisch (hoch- und niederalemannisch) zu bezeichnen pflegt, diese reden den etwas abweichenden schwäbischen Dialekt. In dem genannten Lande ist die Wiege von fünf bedeutenden Herrscherhäusern, dem der Staufer und Welfen*), der Habsburger, Hohenzollern und Zähringer. Hier entfaltete sich frühzeitig unter römischem Einflusse eine höhere Kultur. Hier hat auch der Genius schon in alter Zeit die Flügel geregt. Denn die Bewohner sind hochbegabt mit Schätzen des Geistes und mit reicher Phantasie begnadet. Die Dichtkunst hat von jeher bei ihnen eine Heimstätte gehabt. Dort wurde das erste vollständig überlieferte deutsche Epos, das Waltharilied, durch den Mönch Ekkehard von St. Gallen in lateinischen Hexametern aufgezeichnet; dort entstanden zur Blütezeit des Rittertums die höfischen Dichtungen Hartmanns von Aue und Gottfrieds von Straßburg, von denen jener durch seine Ritterepen Erek und Iwein die Artussage auf deutschen Boden verpflanzt hat, dieser in seinem Epos Tristan und Isolde das mächtig auflodernde Feuer gewaltiger Leidenschaft mit packender Naturwahrheit darstellt. Auch Rudolf von Ems (Hohenems in

---

*) Diese stammten von Altorf in der Gegend des Bodensees, wo unter Karl dem Großen ein Graf Warin auftritt, dessen Sohn Isenbrand seinem Geschlechte den Namen Welf, d. h. junger Hund, gegeben haben soll.

Vorarlberg) ist in dieser Gegend zu Hause, der nach dem Muster seiner großen Vorgänger Stoffe wie die Alexandersage und die Geschichte Wilhelms des Eroberers behandelt, desgleichen Spruchdichter wie Spervogel; am stärksten aber ist die Zahl der Minnesänger, von denen besonders viele ihre Lieder an den Ufern des Bodensees erklingen ließen. So ist es denn auch kein bloßer Zufall, daß die große Liederhandschrift, die unter dem Namen des Züricher Ratsherrn Rüdiger von Manasse geht, um 1330 in der Gegend von Konstanz hergestellt wurde, und daß zu einer Zeit, wo man begann, die fast vergessenen Schätze des Mittelalters wieder auszugraben, zwei alemannische Litteraten, Bodmer und Breitinger, die ersten waren, die eine Ausgabe der Minnesänger veranstalteten. Auf schwäbischem Boden hat auch der Meistergesang die tiefsten Wurzeln geschlagen. Denn er wurde in Augsburg und Ulm, Straßburg und Kolmar, Freiburg und anderen Städten eifrig gepflegt und mit großer Zähigkeit festgehalten. Zu Ulm erlosch er erst 1839, zu Memmingen im Allgäu 1852. In der Zeit, als die Poesie fast ausschließlich in den Händen der Gelehrten lag, zeigte sich Rudolf Weckherlin aus Stuttgart an poetischer Begabung Männern wie Martin Opitz überlegen; als aber im 18. Jahrhundert die deutsche Dichtkunst eine neue Blüte erlebte, da war Schwaben mit hervorragenden Geistern wie Wieland und Schiller beteiligt; ihnen reihen sich in etwas späterer Zeit die Glieder des schwäbischen Dichterbundes würdig an, denen großenteils die Gabe heiterer, launiger und echt volkstümlicher Darstellung verliehen worden ist: Ludwig Uhland, der in seinen Dramen süddeutsche Helden wie Ernst von Schwaben und Ludwig den Baier preist und sich auch in seinen Balladen und Prosaschriften mit großer Vorliebe in das deutsche Mittelalter versenkt, Gustav Schwab, dem wir die Herausgabe der deutschen Volksbücher und der schönsten Heldensagen des klassischen Altertums verdanken, Justinus Kerner, dessen Gedichte Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein, der reichste Fürst und der Wanderer in der Sägemühle allbekannt sind, Eduard Mörike, von dem wir tief empfundene lyrische und epische Dichtungen wie die Ballade Schön Rottraut besitzen, Friedrich Hölderlin, der überall seiner Sehnsucht nach dem griechischen Schönheitsideal Ausdruck giebt, endlich Wilh. Hauff, der sich ebenso sehr durch seinen trefflichen Roman Lichtenstein wie durch seine

Volksmärchen und volkstümlichen Lieder (z. B. Steh' ich in finstrer Mitternacht; Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod) einen Namen gemacht hat. Daß aber auch die jüngste Zeit in der Hervorbringung bedeutender Sänger nicht zurückgeblieben ist, lehren Männer wie Karl Gerok (Palmblätter) und Albert Knapp (Christliche Gedichte), die namentlich einen innigen, religiösen Ton anzuschlagen verstehen.

Aus alledem ergiebt sich, daß die Begabung der Alemannen besonders auf das lyrische Gebiet gerichtet ist; für dieses befähigte sie einerseits die Tiefe des Gemüts und die Frische der Naivetät, andererseits die Unmittelbarkeit der Empfindung und die Wärme des Gefühls am besten. Was Friedrich v. Matthison ausspricht: „Zauberisch erneuen sich die Phantaseien meiner Kindheit hier so licht, rosenfarbig schweben Duftgebild' und weben ein elysisch Traumgesicht", können die meisten schwäbischen Sänger von sich aussagen, weil sie in vorzüglicher Weise mit der Gabe ausgerüstet sind, das innerlich Erschaute im Liede zu verkünden. Wenn sie, um mit Mörike zu reden, am frischgeschnittenen Wanderstabe in der Frühe durch die Wälder ziehen, fühlt ihr alter, lieber Adam Herbst- und Frühlingsfieber, gottbeherzte, nie verscherzte Erstlingsparadieseswonne wie das Vöglein, das im Laube singet und sich rührt, wie die goldne Traube Wonnegeister in sich spürt. So ist es denn auch vor allen Dingen die schwäbische Lyrik gewesen, die der Auffassung von dem „äußerlich engbegrenzten und weltabgewandten, aber innerlich weltweiten und gemütreichen deutschen Familienleben" Bahn brach, wie wir sie auf dem Gebiete der Malerei in den lieblichen Kunstschöpfungen Ludwig Richters wiederfinden. Nächstdem zeigen die Alemannen die meiste Begabung für die Epik. Dagegen hat das Land mit einziger Ausnahme Schillers keinen großen Dramatiker hervorgebracht. Denn Ludwig Ganghofer und Charlotte Birch-Pfeiffer können mit ihm nicht in Parallele gestellt werden.

Als besondere Eigentümlichkeit der schweizerischen Litteratur verdient erwähnt zu werden, daß sie, vielleicht unter dem Einfluß der großartigen Umgebung des Alpengebiets, gern einen religiösen Ton angeschlagen hat. Im Zeitalter des Rittertums findet man hier die sonst so seltenen geistlichen Minnesänger, und später haben dort Haller und Geßner, Bodmer und Lavater gewirkt, durch deren Schöpfungen ein Zug echter Frömmigkeit geht.

Die Schweizer waren es, die sich namentlich für Miltons Epopöe vom verlorenen Paradies begeisterten und das Beschaulich-Idyllische der englischen Dichtung hochschätzten, weil es ihrem Wesen am meisten zusagte. Von dort aus ist auch die Dichtersprache in neue Bahnen gelenkt worden. Denn dem kalten, nüchternen Gottsched gegenüber betonen sie, daß die Poesie nicht Sache des nackten Verstandes, sondern der regen Phantasie und des lebendigen Gefühls sei, daher nicht erlernt werden könne, sondern angeboren sein müsse. Daher dürfe der immer sprudelnde Quickborn der Mundarten dem Dichter von Gottes Gnaden nicht verstopft werden; denn aus ihm schöpfe er unablässig neue, schöne Ausdrücke, denen er durch ihren Gebrauch den Stempel der Hoheit verleihe; daher dürfe ihm auch nicht verwehrt werden, in genialer Weise neue Wortgebilde zu schaffen, namentlich Zusammensetzungen wie feuchtverklärt, traumverloren, wellenatmend u. a. Hatten die Gegner der Schweizer gemeint, daß sich die poetische Sprache nicht von der prosaischen unterscheide, so waren diese der entgegengesetzten Ansicht und wiesen zuerst auf das Vorbild der Griechen hin, unter deren Einfluß fortan so viele schöne Komposita in unserer Sprache gebildet worden sind. Daher bleibt ihnen das Verdienst ungeschmälert, daß sie der deutschen Dichtkunst nach einer Zeit der größten Verwilderung und des tiefsten Verfalls wieder Kraft und Feuer, Schönheit und Würde, Gedanken und Bilderreichtum verliehen haben. So wußte Haller der Liebeslyrik freien Fluß und Wohllaut der Verse zurückzugeben und in seiner Doris ein Gedicht zu schaffen, das Jahrzehnte lang gesungen wurde und auch Klopstock, z. B. auf seiner Fahrt über den Züricher See, begeisterte. So hat derselbe Dichter nicht nur eine Fülle erhabener philosophischer Lehren in seinen „Alpen" und anderen Werken ausgestreut und damit Männer wie Lessing, Schiller und Kant entzückt, sondern auch die Gedankenlyrik in die Poesie eingeführt.

Was ferner die bildenden Künste anbetrifft, so zählen die Alemannen verschiedene hervorragende Repräsentanten; namentlich ist die Malerei trefflich vertreten, in älterer Zeit durch Hans Holbein den Älteren und den Jüngeren aus Augsburg, sodann durch Goethes Zeitgenossin Angelika Kauffmann, neuerdings durch geistreiche Männer wie Arnold Böcklin und Hans Thoma, die tiefer als andere das Wesen des Deutsch-



Großmutter und Enkelin. Nach einer Lithographie von Hans Thoma.
(Aus den „zeitgenössischen Kunstblättern“, Leipzig, Breitkopf und Härtel.)

tums erfaßt und mit dem Pinsel zum Ausdruck gebracht haben. Von Bildhauern aber ragt um Hauptes Länge vor anderen hervor Dannecker, der Schöpfer der bekannten Schillerbüste und der herrlichen Ariadne auf dem Panther, die das Städelsche Museum in Frankfurt a. Main ziert.

Für die Stärke der alemannischen Phantasiethätigkeit spricht auch die große Zahl von Sagen, die in diesem Lande entstanden sind. Wer denkt nicht mit Entzücken an die Heldengestalt eines Wilhelm Tell, die Schiller zu dramatischer Behandlung anregte, oder an die sagenumrankte Persönlichkeit Ernsts von Schwaben, die Uhland den Stoff zu seinem gleichnamigen Werke bot? Wer erinnert sich nicht der wackern Weiber von Weinsberg, die, von Kaiser Konrad III. begnadigt, um die Erlaubnis baten, mitnehmen zu dürfen, was sie tragen könnten, und als ihnen die Bitte gewährt wurde, mit ihren Männern beladen die Stadt verließen, oder des urdeutschen Doktor Faust, der nach der besten Überlieferung im schwäbischen Orte Knittlingen das Licht der Welt erblickte? Wie der dänische Prinz Hamlet ein echter Typus niederdeutschen Wesens ist, so der oberdeutsche Professor das getreue Spiegelbild eines Schwaben. Eine andere Seite des alemannischen Geistes ist der Humor, der zwar nicht so reichlich sprudelt wie an den Gestaden der Nord- und Ostsee, aber ebenso tief aus dem Herzen quillt. Sebastian Brants Narrenschiff und Thomas Murners Gauchmatt sind Zeugen der lebensfrohen Stimmung des Elsaß, Belege für die humorvolle Art der übrigen Schwaben geben die Schriften Abrahams a Santa Clara, dessen derbkomische Ader aus der von Schiller übernommenen Kapuzinerpredigt hervorleuchtet, und Philanders von Sittewald (Joh. Michael Moscherosch) „Wunderliche und wahrhafte Gesichte", neuerdings Vischers Roman „Auch einer" und Uhlandsche Balladen wie Graf Eberhart der Rauschebart. Getreu dem Dichterworte: „Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, gehört gewiß nicht zu den Besten" haben die Bewohner des Landes auch von jeher Neckereien gegen einander verübt. Verschiedene Orte sind durch ihre Schildbürgerstreiche berüchtigt. So erklärt sich die Märe von den sieben Schwabenhelden, sowie die weitverbreitete Kunde von den Schwabenstreichen und dem Schwabenalter. Aber durch wie viele treffliche Männer ist nicht das Wort, daß man am Neckar erst mit dem 40. Jahre gescheit werde, schon widerlegt worden?

Haben wir doch dort die Heimstätte mancher bedeutender Denker zu suchen. „Vor keinem Problem schreckt der schwäbische Geist zurück, läßt sich tragen von Adlersschwingen der Phantasie, drängt nach den Fragen über die Welträtsel hin, sucht sich in Spekulation, in Theosophie, in Mystik zu bethätigen.“ Niemand trägt seinen Namen mehr mit Unrecht als der Philosoph Hegel (schwäbisch soviel als Dummkopf). Wie er, so können sich auch Schelling und Tauler, Vischer und Zeller rühmen, aus Schwaben zu stammen. Männer mit hochstrebendem Sinn wie Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus, Albertus Magnus und Joh. Kepler sind ebenda zu Hause. Denn Grübeln und etwas in sich weiter Spinnen ist eine Lieblingsbeschäftigung des tief angelegten Stammes.

Kein Wunder, daß wir eine große Reihe von Erfindern aus dieser Landschaft zu verzeichnen haben. Mag auch das Schießpulver schon vor Berthold Schwarz bekannt gewesen sein, so hat dieser doch wohl das Verdienst, das staubförmige körnig gemacht zu haben. Daher wurde es auch in den großen schwäbischen Städten Straßburg, Ulm und Augsburg zuerst verwendet. Ebenso tritt in jener Gegend frühzeitig die Holzschneidekunst auf; denn der erste datierbare Holzschnitt, der heilige Christoph aus dem Jahre 1423, ist in einer Kartause bei Memmingen gefertigt worden. Desgleichen begegnet uns der Kupferstich am frühesten (um 1440) im südwestlichen Deutschland. Ferner stellte der Württemberger Christian Friedrich Schönbein 1839 das Ozon und 1845 die Schießbaumwolle dar, der Elsässer Steinheil konstruierte 1837 den Nadeltelegraphen, erfand 1838 die galvanischen Uhren, leitete auch zuerst den einen magnetischen Strom durch die Erde u. s. w. Robert von Mayr war der Entdecker des Wärmeäquivalents und Karl von Drais der Erfinder der nach ihm benannten Draisine, des Vorgängers von unserem Zweirad. Endlich ist auch Wilhelm Bauers hier zu gedenken, mit dessen Hebungs- und Taucherwerk es 1863 gelang, den im Bodensee versunkenen Dampfer Ludwig zu bergen.

Was sodann die Religion anbelangt, so hat der Alemanne von jeher ein inniges Verhältnis zu seinem Gott gesucht. Frühzeitig fand die Reformation in jener Gegend Eingang, aber weil die Bewohner besonders individualistisch angelegt sind, neigten sie dazu, auch hier ihre eigenen Wege zu gehen und

sich zu trennen von anderer Menschen Weise. Die Mystik hatte hervorragende Vertreter an Tauler, Suso und Heinrich von Nördlingen, der Pietismus an dem Elsässer Spener; David Friedrich Strauß schrieb in jener Gegend sein bekanntes Leben Jesu; vor allen Dingen aber war das schwäbische Land seit Jahrhunderten der beste Nährboden für das religiöse Sektenwesen, von den Brüdern des freien Geistes an, die im 13. Jahrhundert besonders stark in Straßburg vertreten waren, bis zu den Methodisten, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts dort ausbreiteten und großen Anhang fanden, oder zu der Tempelgesellschaft, die 1861 in Württemberg gegründet wurde.

Und wie auf dem Gebiete des Glaubens, so liebte man persönliche Freiheit auch auf dem der Politik. Zwar hatte in jener erregten Zeit um die Mitte unseres Jahrhunderts der Gedanke des Bundesstaates seine festeste Stütze im südwestlichen Deutschland, wo Pfizer, Welcker und Gervinus thätig waren und die Deutsche Zeitung erschien, aber im übrigen zeigt sich dort wie in Franken mehr das Streben nach Dezentralisation und politischem Liberalismus. Daher gab es hier viele freie Städte, daher ist der Haß gegen Tyrannen selten so leidenschaftlich gewesen als bei Männern wie Daniel Schubart und dem jugendlichen Schiller, daher hat sich die Wut gegen den Unterdrücker selten so ungestüm entladen als bei den Landsleuten eines Tell und Winkelried. Und hatte nicht in Schwaben der arme Konrad und der Bundschuh einen starken Rückhalt, lebte dort nicht Götz von Berlichingen, der sich an die Spitze der aufrührerischen Bauern stellte, welche „vor Pfaffen und Adel nicht genesen mochten?" Schickt nicht noch jetzt Württemberg die meisten Vertreter der süddeutschen freisinnigen Volkspartei in den Reichstag?

Daß aber mit der Freiheitsliebe Tapferkeit gepaart ist, hat sich seit alter Zeit gezeigt. Schon im Annoliede heißen die Schwaben wîchaft d. h. tüchtig im Kampfe. In jener Gegend, wo der Glanz des staufischen Kaiserhauses erstrahlte, erlebte das Rittertum seine höchste Blüte. Und wie die Staufer die meisten Kreuzzüge und Romfahrten unternommen haben, so galten auch die Schwaben für so wehrhaft und streitbar, daß sie die Vorfechter des Reichsheeres bildeten und das Vorrecht genossen, immer das erste Banner in den Kampf zu tragen, eine Ehre, die bis zu Anfang unseres Jahrhunderts

bei Württemberg verblieben ist. Von dem Heldenmute und dem wackern Draufgehen des alemannischen Stammes legen manche Schlachten Zeugnis ab. Ich erinnere an die Kämpfe der Schweizer bei Sempach und Morgarten, an die der Württemberger bei Reutlingen, wo die Gerber so meisterhaft gegerbt und die Färber so purpurrot gefärbt haben, und bei Döffingen, wo Graf Eberhard der Rauschebart seinen Sohn Ulrich verlor; ferner an den Obersten Wiederhold, den tapferen Verteidiger des Hohentwiels im Dreißigjährigen Kriege, und an den napoleonischen General Kleber. Und hat nicht Elsaß-Lothringen dem französischen Heere die besten Soldaten geliefert? Wohl sind die Schwaben 1307, als sie im Heere Albrechts I. gegen Markgraf Friedrich mit der gebissenen Wange kämpften, besiegt worden, aber trotz dieser ins Sprichwort übergegangenen Niederlage (Es wird dir glücken wie den Schwaben bei Lücken d. h. Lucka) bleibt es wahr, was Uhland von einem seiner Landsleute rühmt, der einen Muhammedaner mit dem Schwerte vom Kopf bis zur Sohle gespalten: „Die Streiche sind bei uns im Schwang, sie sind bekannt im ganzen Reiche, man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

Stark entwickelt ist auch der Gewerbsinn. In alter Zeit war daher der Stamm von großer Wanderlust beseelt*). Ulmer, Augsburger, Züricher und Baseler Kaufleute zogen durch einen großen Teil von Europa. „Schwaben und bös Geld führt der Teufel in alle Welt," sagt der Volksmund, oder mit einer anderen Lesart: „Ulmer Geld geht durch die ganze Welt." Demselben Erwerbstrieb entspringt das Reislaufen der Schweizer Landsknechte, die in allen Armeen zu finden und für Geld (Kein Kreuzer, kein Schweizer) überall hin zu haben waren. Jetzt ist das alles anders geworden, aber noch immer kann man beobachten, daß die rührigen Leute in Italien und im Orient zahlreich als Gastwirte auftreten und sich auch an anderen Unternehmungen des Auslandes thatkräftig beteiligen. Nicht minder hat in der Heimat von jeher Handel und Industrie geblüht. Augsburg und Ulm waren im Mittelalter hochbedeutsame Kaufplätze. Hier erwarben sich die Fugger und

*) Dazu würde auch die Erklärung des Namens Schwaben (= schweifende Leute) passen; doch deutet man diesen jetzt gewöhnlich anders (= Schläfer).

Welser, namentlich durch den Handel mit Pfeffer, Zimt und anderen Gewürzen, die aus dem Morgenlande über Venedig oder Genua kamen, ihre großen Reichtümer, hier entstanden auch die ersten Obstbaumpflanzungen und Gartenanlagen, dank der Pflege von wohlhabenden Patriziern wie der Familie Hochstetten. Gleichfalls frühzeitig läßt sich in schwäbischen Landen Bienenzucht und Weinkelterei nachweisen. Als der heilige Columban um 600 das Land betrat, fand er noch das Bier vor und bemerkte, daß man damit dem Wotan Trankopfer darbrachte, aber bald wurde dieses durch die Gabe des Bacchus zurückgedrängt, und es dürfte zweifelhaft sein, durch welches der beiden Getränke der in Schwaben heimatsberechtigte Ausdruck „saufen wie ein Bürstenbinder“ aufgekommen ist (Bürsten heißt ein Zechgelage, eine Burst oder Burscht mitmachen).

Von Industriezweigen ist die Weberei schon Jahrhunderte lang in Augsburg und Ulm, die Seidenfabrikation in Zürich vertreten; jetzt aber gedeiht überdies die Spinnerei und Färberei zu Mülhausen im Elsaß und anderwärts, der Maschinenbau zu Eßlingen, die Verarbeitung von Edelmetallen zu Pforzheim und Heilbronn, die Strohflechterei, Uhren- und Bürstenindustrie auf dem Schwarzwalde. Nur die Alemannen verstehen denjenigen Käse herzustellen, der unter dem Namen Schweizer oder Emmenthaler Käse durch die ganze Welt geht; daher bezeichnet man auch einen der Molkerei Kundigen geradezu mit Schweizer. In Schwaben züchtet man die Ulmer Doggen und die Leonberger Hunde, jene Mischrasse zwischen Neufundländer und Bernhardiner. In wenigen Gegenden ist ferner die feine Handstickerei so verbreitet als in Appenzell und anderen Schweizer Kantonen; auch darf der Buchhandel Stuttgarts nicht gering geschätzt werden; denn diese Stadt stellt sich Leipzig und Berlin würdig zur Seite.

Bei all seiner Regsamkeit und Findigkeit hat der schwäbische Stamm einen etwas melancholischen Zug. „Man sagte mir, daß du ein Träumer seist und dich entfernst von anderer Menschen Weise“ äußert Geßler zu Tell. Das einst sprichwörtliche Schwatzen kann nicht mehr von der Gesamtheit als richtig gelten. Die Zeiten sind längst vorüber, wo die Wendung „ein Schwabe ein Schwätzer, ein Böhme ein Ketzer“ zu Recht bestand, wenn auch heutigen Tags noch in Thüringen und anderswo „schwäbeln“ (schwafeln; vgl. dialektisch Spitz-

bufe = Spitzbube) im Sinne von „Das Blaue vom Himmel herunterschwatzen“ gebraucht wird. Doch hat die Sprache manche Eigentümlichkeiten vor der anderer Stämme voraus. Schon zu Luthers Zeit wurden die Schwaben als crassilingues und duriloqui (dick- und hartzüngig) bezeichnet und ihre breite Aussprache der Vokale mit Spott und Hohn übergossen. Jetzt zeugt die Klangfarbe und Modulation der Stimme von der Gemütlichkeit und Herzlichkeit des ganzen Stammes, die vielen sch, die auch im In- und Auslaut vor t und p eintreten (z. B. in Kunscht, Pôscht, Weschpe, wie schon bei Zwingli in Geischt, Gascht u. a.) atmen behagliche Breite. Charakteristisch ist der Mundart ferner die Nasalierung der Vokale, die zwar auch in anderen Gegenden des Südens beobachtet wird, aber hier ihren Hauptherd hat; für den rauheren Himmel des Schweizergebietes ist die starke Aspirierung des k (vgl. chalt, chrank, chrût, Kraut) besonders bezeichnend.

Von der größten Wichtigkeit dürfte es jedoch sein, daß zuerst im Südwesten unseres Vaterlandes die meisten Sprachneuerungen aufgetreten sind und sich von da über einen großen Teil Deutschlands ausgedehnt haben. Hier hat sich am frühesten das alte lange ê zu â verändert (Suebi = Schwaben), hier sind die anlautenden Konsonantengruppen sm, sn, sl am ehesten zu schm, schn und schl umgewandelt worden (schmal, Schnee, schlafen = mhd. smal, snê, slâfen) und vielfach rs und ls in rsch und lsch (Barsch, falsch = mhd. bars und lat. falsus) übergegangen; und wenn jetzt in Mitteldeutschland, ja schon in einem großen Teile des östlichen Niederdeutschlands sp und st wie schp und scht gesprochen werden (Schprache, Schtuhl), so ist der Ursprung dieses sprachlichen Vorgangs in dem zischlautreichen, „neckarschleimigen“ Dialekte Schwabens zu suchen. Endlich haben wir, um nur dies eine noch zu erwähnen, es hauptsächlich dem Alemannischen zu danken, daß im Neuhochdeutschen eine große Zahl von Wörtern ihre alte kurze Stammsilbe bewahrt hat wie Gevatter neben Vâter (vgl. mhd. văter), Schildkrot neben Kröte, Kümmel, Himmel, Gott u. a. Noch gegenwärtig hat das Schweizerdeutsch die meisten derartigen Kürzen aufzuweisen, z. B. in gebŏten, gelĕbet.

Und wie dieses alte Sprachgesetz, so hat sich auch mancher urdeutsche Brauch in jenem Gebiete erhalten, der in anderen Gegenden verloren gegangen ist, z. B. das Scheibenwerfen oder

Scheibenschlagen, das in den Annalen des Klosters Lorsch schon für das Jahr 1090 bezeugt wird und noch jetzt im Frühjahr vorgenommen wird, oder das Werfen und Stoßen schwerer Steine sowie der Ringkampf. Denn der Menschenschlag ist kräftig. Wenn der Schwabe aber am wenigsten unter allen Stämmen unseres Vaterlandes den urdeutschen Typus der blonden Haare (flavi Suevi bei Claudian) und blauen Augen gewahrt hat, wenn er ferner keine eigene Hausform besitzt, wie die Sachsen und Franken, sondern eine ganze Reihe verschiedenartiger Hausarten darbietet, so ist dies wohl besonders darauf zurückzuführen, daß in dieser Ecke des deutschen Landes die auswärtigen Einflüsse immer ziemlich stark gewesen sind.

V.

Die Thüringer.

Zwischen den Sachsen und den Franken, also gerade im Herzen Deutschlands, haben die Thüringer ihre Sitze. Ihr Gebiet war einst sehr umfangreich und erstreckte sich im Süden über einen großen Teil des mainfränkischen Landes und im Nordosten und Norden bis an die Elbe; als aber Hermanfried 531 in der Schlacht bei Burgscheidungen von dem austrasischen Könige Theoderich im Verein mit den Sachsen überwunden wurde, ging das Terrain zwischen Unstrut und Elbe an die Sachsen und das Maingelände an die Franken verloren. So haftete denn der Name des Stammes fortan an den Landschaften, die sich vom Südabhange des Thüringer Waldes bis zur südlichen Abdachung des Harzes ausdehnen. Doch haben sich in der Zeit, als die Slavenländer östlich der Elbe und Saale unterworfen und dort allenthalben deutsche Bauern angesiedelt wurden, thüringische Kolonisten in so großer Menge über die Mark Meißen und über Schlesien ausgegossen, daß man dieses Gebiet fast als Anhängsel des thüringischen Landes betrachten kann. Thatsächlich finden wir auch, abgesehen von unbedeutenden Abschattungen, hier überall einen gleichen oder ähnlichen Volkscharakter. Was Gustav Freytag von seinen Landsleuten, den Schlesiern, sagt, gilt auch mehr oder weniger von ihren westlichen Nachbarn: „Sie sind ein lebhaftes Volk von gutmütiger Art, heiterem Sinn, genügsam, höflich, eifrig und unternehmungslustig, arbeitsam, aber nicht vorzugsweise dauerhaft, elastisch, aber ohne gewichtigen Ernst, behend und eifrig in Worten, aber nicht ebenso in der That, sehr geneigt, Fremdes anzuerkennen." Wir finden hier ein Gemisch von süddeutschem Temperament und norddeutscher Bildung, slavischer Lebenslust und deutscher Sentimentalität.

Jedenfalls macht sich das Gemüt ebenso sehr geltend als der Wille. Wenn es wahr ist, daß Blumen und Lieder einen guten Maßstab für das Vorhandensein des ersteren abgeben, so kann sich Ostmitteldeutschland mit jedem anderen Teile unseres Vaterlandes messen. Denn die Blumenzucht wird dort mit Vorliebe getrieben, und ein Blumengärtchen vor dem Hause bildet die Regel. Musik aber erfährt so eifrige Pflege, daß nach dem Sprichwort in zwei Häusern drei Geigen gespielt werden. Und „wo man singt, da laß dich fröhlich nieder; böse Menschen haben keine Lieder". Konzerte und Tanzvergnügungen lösen einander ab; nicht nur im Saale, sondern auch auf dem Dorfplan führt man die Schönen zum Reigen. Wenn irgendwo, so blüht in Thüringen die Vereinsmeierei und die Geselligkeit. Volksbelustigungen sind ziemlich zahlreich. Vogelschießen und Kirmse, Gregorius- und Kirschfest, Turner- und Sängerzusammenkünfte geben Anlaß zu freudiger Erregung, zu Schmaus und Trinkgelage. Das beliebte Kegelspiel wird selbst auf der Straße vorgenommen, und dabei brodelt über dem Holzkohlenfeuer die thüringische Rostbratwurst. Das eigentliche Nationalgericht bilden die Klöße, besonders die aus rohen Kartoffeln bereiteten, aber auch Kuchen wird gern gegessen, dient immer zur Erhöhung der festlichen Stimmung und wird daher oft gebacken.

Freilich giebt es auch Gegenden im Gebirge, wo die Armut zu Hause ist; so konnte schon gegen Ende des Mittelalters der lateinische Spruch aufkommen: Halec assatum Thuringis est bene gratum, ex solo capite faciunt sibi fercula quinque. (Lieblich mundet den Thüringern stets ein gebratener Hering, Aus einem einzigen Kopf bereiten sie fünf der Gerichte.) Und was vom Thüringer Walde gilt, kann auch vom Erz- und Riesengebirge behauptet werden. Die Kartoffel spielt hier eine sehr bedeutende Rolle auf dem Küchenzettel: „Morgens rund, Mittags gestampft, Abends in Scheiben, dabei soll's bleiben, es ist gesund." Kartoffeln mit oder ohne Schale, in Form von Brei oder Stückchen und in zahlreichen anderen Zubereitungsarten kommen täglich auf den Tisch, und dabei wird eine Kanne dünnen Gebräues aufgetragen, das den Namen Blümchenkaffee führt, weil man durch die Flüssigkeit hindurch bis auf den Grund der geblümten Tassen sehen kann.

Im Rufe der Gemütlichkeit stehen besonders die Ober-

sachsen. Gegenüber der preußischen Schneidigkeit ist hier ein leichtes Sichgehenlassen an der Tagesordnung, strammes und barsches Auftreten verhaßt. Nirgends kann man schneller mit jemand warm, ja kordial werden, nirgends ist man so rasch mit dem vertraulichen „Du" bei der Hand, so entgegenkommend und freundlich im geselligen Verkehr. Freilich decken sich die Worte nicht immer mit den Gedanken, und nicht selten spricht bloß die Zunge, ohne daß das Herz dabei Anteil hat. So ist es öfter vorgekommen, daß der oder jener Biedermeier, der auf der Reise oder im Bade mit einem gemütlichen Sachsen flüchtig bekannt geworden und in der liebenswürdigsten Weise zu einem baldigen Besuche aufgefordert worden war, die herbe Erfahrung machen mußte, bei der Ausführung dieses Wunsches ungelegen zu kommen. „Meißner sind Gleißner" sagt daher der Volksmund mit einer gewissen Berechtigung. Schöne Worte können sie machen, auch fließen diese glatt, wiewohl etwas breit, über die Zunge. Deminutiva sind sehr beliebt, z. B. ein ganz kleines Linschen = ein wenig, selbst Adverbia müssen sich die Verkleinerungsendung gefallen lassen (schönchen = schön). Einleitende Redewendungen wie „hören Sie, sehen Sie" treten häufig auf, superlativische Übertreibungen bilden einen festen Bestandteil des Gespräches (mein gutestes Herrchen). Auch trägt man alles in melodiöser Weise vor, so daß es in Norddeutschland heißt, die Obersachsen sängen. Ein Kenner urteilt: „Der Meißner hüpft und tänzelt gemütlich im gezogenen Sprachtempo über die Worte hin, während der Ostfranke in wenigen kräftigeren Sprüngen rasch zum Ziele kommt." Daher bezeichnet man im Meißner Lande kurz, bündig und grob reden mit dem Ausdrucke vogtländern, d. h. nach Art der fränkischen Bewohner des Vogtlandes sprechen.

Doch die Ostmitteldeutschen können mehr als Kuchen essen oder sich Vergnügungen hingeben. Sie sind rührig und betriebsam. Wenige Gebirge haben eine so reich entwickelte I n d u s t r i e wie die Höhen von der Werra bis an die Oder. Ihre hohe Bevölkerungsziffer erklärt sich aus dem einstigen Reichtum an Edelmetallen, der ja dem Erzgebirge geradezu den Namen gegeben hat. Von dorther drangen daher auch viele Kunstausdrücke des Bergwesens in die neuhochdeutsche Schriftsprache ein, wie Kobalt, Nickel, Quarz, Flötz, Kurbel, Thaler (= Joachimsthaler Münze); auch die Rechnung nach Mark Silber

kam vom meißnischen Bergbau in allgemeine Aufnahme. Als dann die Fundgruben der Mineralien immer unergiebiger wurden, mußte man sich nach Ersatz umsehen; infolge davon bürgerte sich mannigfaltiger Fabrikbetrieb ein. Auf dem Thüringer Walde sind die meisten Porzellanfabriken Deutschlands; denn ihre Anlage wurde namentlich begünstigt durch die billigen Preise des Holzes in einer Zeit, wo man die Kohlen noch nicht für diese Zwecke verwendete. Die Glasindustrie wurde eingeführt durch zugezogene Glasbrenner aus dem Böhmer Walde, die Herstellung der Spielwaren in Sonneberg, Waltershausen und an anderen Orten durch Nürnberger Kaufleute, die zur Leipziger Messe zogen. Auf dem Erzgebirge ist Spitzenklöppelei und Posamentierarbeit, Holz- und Lederindustrie im Schwunge, in den Höhenthälern Schlesiens aber wird Leinwand bereitet u. s. w. Auch das Vorland ist reich an industrieller Thätigkeit. Cervelatwurst wird in Gotha, Erfurt und Eisenberg gemacht, Garn in Gera und Greiz gesponnen und verwebt. Suhl, Schleusingen und Sömmerda haben großen Ruf durch ihre Gewehrfabriken, Weißenfels durch seine Schuhwaren, Erfurt durch seine Blumen- und Gemüsezucht. In Ruhla werden namentlich Pfeifen, in Apolda und Zeulenroda Strumpfwaren, in Nordhausen Branntweine hergestellt. Wie stark aber das Fabrikwesen in Obersachsen entwickelt ist, lehren die Namen von Städten wie Meerane, Crimmitzschau, Glauchau, Reichenbach, Plauen, Chemnitz u. a. Ihnen kommt es vor allen Dingen zu statten, daß bei Zwickau und Dresden umfangreiche Kohlenlager erschlossen worden sind, die wie die Braunkohlenschätze des östlichen Thüringens und die Steinkohlenflötze Schlesiens befruchtend und belebend auf die industrielle Entwickelung des Landes eingewirkt haben.

Frühzeitig sind manche gemeinnützige Unternehmungen ins Leben gerufen worden: So die Gothaische Lebensversicherungsgesellschaft, die 1827 von W. Arnoldi als erste in Deutschland gegründet wurde nach dem Vorbilde Englands, wo schon 1698 eine solche in London bestand; ferner die Gothaische Feuerversicherungsgesellschaft, die größte in unserem Vaterlande, die 1820 nach dem Grundsatze der Gegenseitigkeit eingerichtet wurde und über ganz Deutschland hin Geschäfte macht, sowie die Gothaische Handelsschule, die älteste deutsche Handelslehranstalt, die 1870 eröffnet wurde. Und wie Jena durch die

Karl Zeißsche Anstalt für Anfertigung vorzüglicher Fernrohre, Mikroskope und anderer optischer Instrumente weithin berühmt geworden ist, so Gotha durch seine kartographische Werkstätte. Hier trat auch in den zwanziger Jahren das bibliographische Institut von Meyer ins Leben, das später nach Hildburghausen und von da nach Leipzig verlegt wurde. Ferner war Hermann Schulze aus Delitzsch der Begründer des deutschen Genossenschaftswesens und schuf durch Organisation von Vorschußkassen und Kreditvereinen den Gewerken eine Quelle zur Unterstützung ihrer Unternehmungen, Joh. Chr. Schubert aus Zeitz aber veränderte den Wirtschaftsbetrieb der Ökonomie und übte durch den Anbau neuer Futterkräuter großen Einfluß auf die Landwirtschaft aus.*)

Ostmitteldeutschland ist auch nicht arm an bedeutenden Männern, zunächst im Bereiche der Philologie und Archäologie: Von ihnen verdienen besonders genannt zu werden Ernesti, Lobeck, Thiersch, Göttling, Döderlein, Eichstädt, Gottfr. Hermann, Ramshorn, Stallbaum, Sauppe, Köchly, Moritz Haupt, Friedrich Ritschl, Reisig, Kühner, Rost, Weißenborn, Bonitz, Gesenius, Lepsius, Frommann u. a. Aus der Reihe der Historiker erwähne ich Heinrich Leo, dessen Forschungen besonders der deutschen, italienischen und niederländischen Geschichte galten, und Joh. Fr. Manso, den Verfasser einer Geschichte des preußischen Staates; als Vertreter der Erdkunde und der Naturwissenschaften Aug. Petermann, den Redakteur der Mitteilungen aus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha, Joh. Friedr. Blumenbach, der Handbücher der vergleichenden Anatomie und der Naturgeschichte schrieb, Bernh. v. Cotta, dessen Studien sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Geologie und Geognosie bewegten, Chr. L. Brehm, einen vorzüglichen Kenner des „Tierlebens", E. Ad. Roßmäßler, der sich namentlich durch seine naturwissenschaftliche Volksschriftstellerei verdient machte. Von Philosophen endlich sind hier zu Hause Joh. Gottl. Fichte, der den Idealismus auf seine Fahne geschrieben hat, G. W. Freiherr v. Leibniz, der Gründer der Berliner Akademie der Wissenschaften, ein Mann, der durch seine große Vielseitigkeit in Erstaunen versetzt und sich als Rechtsgelehrter, Theolog, Staatsmann und

*) Hier mag erwähnt werden, daß von Altenburg aus das Skatspiel verbreitet worden sein soll.

Mathematiker auszeichnet, Christian Wolff, der die Kunstausdrücke der Philosophie verdeutschte, und Hermann Lotze, der Verfasser logischer und ästhetischer Schriften, sowie Friedrich Nietzsche, der in seinen Schriften „Jenseits von Gut und Böse" u. a. die Lehre vom Übermenschen aufstellte; von Rechtslehrern Chr. Thomasius, der 1687 die ersten Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache hielt, und Samuel v. Pufendorf, endlich von Ärzten Richard v. Volkmann, der bedeutende Chirurg, der sich namentlich durch Einführung der antiseptischen Wundbehandlung verdient gemacht hat.

Bei dem geistig so geweckten Volke war auch die Phantasie ziemlich rege. So fehlt es nicht an Erfindern. Werden doch die Obersachsen im Volksmund geradezu als „helle" bezeichnet. Es genügt hier daran zu erinnern, daß Barbara Uttmann in Annaberg 1561 das Spitzenklöppeln aufbrachte und Gottfried Keller die Holzfaser zur Papierbereitung verwenden lehrte, daß F. A. Struve zuerst (1817) das Mineralwasser künstlich herstellte und Joh. Friedr. Böttger aus Schleiz Anfang des 18. Jahrhunderts*) uns mit dem Porzellan beglückte, daß Friedrich König aus Eisleben 1811 in London die erste Buchdruckerschnellpresse konstruierte und Nikolaus Dreyse aus Sömmerda 1828 das Zündnadelgewehr mit Patrone erfand, daß die beiden Schlesier Vincenz Prießnitz und Johann Schroth die Naturheilkunde begründeten, jener vornehmlich durch die Kaltwasserkur, dieser durch die Anwendung feuchter Wärme, und daß Samuel Hahnemann aus Meißen die Homöopathie ins Leben rief.

Nächst dem Rheinlande haften an dieser Gegend die meisten Sagen. Da hält sich im Hörselberg Tannhäuser und im Kyffhäuser Kaiser Friedrich Barbarossa verborgen; auf dem Thüringer Walde begegnen wir dem getreuen Eckart und der Frau Holle, die Rudolf Baumbachs Muse so schön besungen hat; bei Arnstadt lebte der Graf von Gleichen, der durch seine sagenhafte Doppelehe bekannt geworden ist, und auf Schloß Giebichenstein ward Landgraf Ludwig der Springer gefangen gehalten, der sich angeblich in die Saale hinabstürzte, um aus dem Kerker zu entrinnen; auf der Wartburg hauste Landgraf Ludwig der Eiserne, der nicht hart werden wollte,

*) 1706 stellte er braunes, 1709 weißes Porzellan her.

und Elisabeth die Heilige, deren Speisen sich im Korbe zu Rosen verwandelten; in der Kemenate zu Orlamünde geht die weiße Frau um, und im Riesengebirge treibt der Berggeist Rübezahl sein neckisches Spiel, während im Zschopauthale Harras seinen gefahrvollen Sprung ausführte u. s. f. Sagenhaft ist auch der Sängerkrieg auf der Wartburg, aber er lehrt uns, wie eifrig die Landgrafen von Thüringen das Singen und Sagen pflegten, genau so wie im 18. Jahrhundert Herzog Karl August von Weimar, der Goethe und Schiller, Herder und Wieland in seine Nähe zog und dort festzuhalten wußte.

An Dichtern ist das ostmitteldeutsche Gebiet ziemlich reich gewesen, wenn auch viele nur den zweiten oder dritten Rang einnehmen. Hier wirkte in mittelhochdeutscher Zeit Heinrich Frauenlob aus Meißen, hier im 17. Jahrhundert neben den Gelehrten der schlesischen Dichterschulen gottbegnadete Sänger wie Paul Fleming, der Verfasser des bekannten Kirchenliedes „In allen meinen Thaten", Paul Gerhardt, der den volkstümlichen Ton in seinen geistlichen Liedern wie „Befiehl du deine Wege" richtig zu treffen wußte; dann im 18. Jahrhundert neben Lessing die Vertreter einer mäßigen Aufklärung: Gellert, der Friedrich dem Großen unter allen deutschen Dichtern allein behagte und von ihm als der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten bezeichnet wurde, Rabener, der zahme Satiren in einfacher und gefälliger Form herausgab, Zachariä, von dessen komischen Epopöen der Renommist am bekanntesten geworden ist, und Chr. Fel. Weiße, der eine überaus rege schriftstellerische Thätigkeit entfaltete; endlich im 19. Jahrhundert die hervorragenden Dramatiker Otto Ludwig aus Eisfeld in Meiningen, der in seinen Dramen (Der Erbförster, Die Makkabäer) und Erzählungen (Zwischen Himmel und Erde) die Charaktere in meisterhafter Weise gezeichnet und mit großer Naturwahrheit dargestellt hat, und Gustav Freytag aus Kreuzburg in Schlesien, dessen Dramen wie Valentine bekunden, daß er die „Technik des Dramas" versteht, ferner Rudolf Baumbach aus Kranichfeld, in dessen epischen und lyrischen Dichtungen der leichte, natürliche und anmutige Ton und das schalkhafte Wesen seiner Heimat zum Ausdruck kommt, und Rudolf Gottschall aus Breslau, der alle Gebiete des poetischen Schaffens mit Glück betreten hat. Die spezifisch mitteldeutsche Dialektpoesie, die auf karikierende Vergröberung hinausläuft, hat im östlichen Mittel-



Aus der Holzschnittfolge „Unser täglich Brod“ von Ludwig Richter.
(Leipzig, Alph. Dürr.)

deutschland ihren Hauptsitz. Da sind Edwin Bormanns Dichtungen entstanden und die Erzählungen von Bliemchen heimatsberechtigt, da erschienen Sommers Rudolstädter Klänge und Holteis schlesische Gedichte.

Auch die Tonkunst ist vorzüglich vertreten, wie uns Sebastian Bach, der Meister der Fuge, und Georg Friedrich Händel, der Meister des Oratoriums, aber auch Robert Schumann, Heinrich Marschner und Richard Wagner lehren. Daß ferner die Malerei hier einen günstigen Boden gefunden, lehrt uns Ludwig Richter aus Dresden, der es wie wenige verstanden hat, die Innigkeit trauten deutschen Familienglücks darzustellen, Paul Thumann aus der Lausitz, der in gemütvoller Weise Gegenstände aus dem Volksleben behandelt, besonders aber schöne Illustrationen zu Dichterwerken giebt, Julius Schnorr v. Carolsfeld aus Leipzig, der unter anderem fünf Säle im königlichen Schlosse zu München mit Fresken aus dem Nibelungenliede geschmückt, Max Klinger aus Leipzig, ein Vertreter der naturalistischen Richtung, der z. B. eine figurenreiche Kreuzigung Christi geschaffen hat, und Fritz v. Uhde aus Wolkenstein, der im Anschluß an die Natur und mit Rembrandtscher Farbengebung biblische Vorgänge in das Licht der Gegenwart rückt und dabei gern Vertreter der unteren Volksklassen zur Darstellung bringt; desgleichen gehört hierher Ernst Rietschl, dessen Schöpfungskraft so herrliche Werke gelungen sind wie das Lutherdenkmal in Worms, das Goethe- und Schillermonument in Weimar und die Lessingstatue in Braunschweig, und Ernst Hähnel, der eine Reihe vortrefflicher Standbilder von bedeutenden Männern (Beethoven in Bonn, Körner in Dresden u. a.) hervorgebracht hat. Verschiedene von diesen Malern und Bildhauern sind in dem kunstliebenden Dresden thätig gewesen, das mit Recht Elbflorenz heißt.

In religiöser und politischer Beziehung nimmt Thüringen insofern eine Sonderstellung unter den in Frage kommenden Gebieten ein, als hier meist eine freiere Richtung geherrscht hat. Die Jenaer Theologie ist liberaler als die Erlanger, Jena ist auch seit Beginn unseres Jahrhunderts der Herd eines politischen Liberalismus gewesen. Hier erschien in den ersten Jahrzehnten eine freisinnige Zeitung nach der andern, hier ist die deutsche Burschenschaft gegründet worden (1815) und die akademische Freiheit immer besonders groß gewesen.

Abgesehen von Schlesien hat in Thüringen die liberale Richtung bei Reichstagswahlen ihr Hauptgebiet; nächst Sachsen wählt es die meisten Sozialdemokraten in den Landtag.*) Das alte Zeichen der Freiheit, der Maibaum, wird daher mit großer Regelmäßigkeit im Mai (meist zu Pfingsten) aufgerichtet. Obersachsen aber hat im Verein mit Thüringen eine Anzahl von Männern hervorgebracht, die als Vorkämpfer der Freiheit jene zähe, nachhaltige Begeisterungsfähigkeit entwickelten, welche für den Erwecker und Erreger nationaler Leidenschaften erforderlich ist: Wie Luther die Kirchenreformation vornahm und dadurch die persönliche Freiheit des Christen schuf, so trat Fichte mit seinen Reden an die deutsche Nation und Theodor Körner mit Leier und Schwert begeistert für die Befreiung vom Joche des Korsen ein. „Als wider Frankreichs räuberischen Geier das Weidwerk anhub durch die deutschen Lande, da schoß, die Seelen zu geweihtem Brande entzündend, Blitz auf Blitz aus seiner Leier. Zum Schwerte stürmte er in zorn'ger Feier sein Volk empor aus thatenloser Schande und, selbst voran, im schwarzen Jagdgewande die Eisenbraut erkor er sich als Freier. So sang und rang er, unsre Not zu sühnen, und ward in beidem gleich getreu erfunden, sein Lied besiegelnd durch den Tod der Kühnen" (Geibel 1843).

Große Feldherren und Staatsmänner sind selten; von jenen hebt sich Gneisenau ab, der in dem übel beleumundeten Schilda geboren ist, von diesen Hermann v. Salza, der Deutschordensmeister. Für geringe politische Schulung scheint die große Zersplitterung des thüringischen Landes zu sprechen. Wie in geognostischer Hinsicht der Boden eine wahre Musterkarte von Gesteinen ist und neben Rotliegendem den Zechstein, Muschelkalk, Keuper, Lias, Buntsandstein, die Braunkohle, das Diluvium und Alluvium bietet, so herrscht auch in staatlicher Hinsicht die größte Mannigfaltigkeit. Denn die verschiedenen Herzogtümer und Fürstentümer setzen sich aus einer Anzahl räumlich getrennter Landschaften zusammen, da die meisten

*) 1899 waren in Gotha 7, in Altenburg und Meiningen je 4, in Reuß j. L. 3, in Weimar und Schwarzburg-Rudolstadt je 1 Vertreter dieser Partei vorhanden. Hessen hatte 4, Baden 3, Württemberg 1, Sachsen früher 15, jetzt 8, Baiern früher 5, jetzt 11 sozialdemokratische Abgeordnete.

Herrscher darauf bedacht waren, Hoch- und Tiefland, Waldungen und Ackerfeld zu erhalten. Dagegen ist auf religiösem Gebiete das Sektenwesen nicht sonderlich gediehen, wenn auch wiederholt Männer hervortraten, die einer mystisch-ascetischen Richtung das Wort redeten. Denn der Theosoph Jakob Böhme stammte aus Görlitz und Graf Zinzendorf, der Begründer der Brüdergemeinden, aus Dresden.

VI.

Das nördliche Deutschland.

Der Norden Deutschlands wird durch die Elbe in zwei Teile zerlegt, in das altsächsische Gebiet und das von den Sachsen besiedelte Slavenland. Dort treffen wir weite Strecken Moor- und Heidegegend, hier sind die einstmals vorhandenen Brüche*) schon längst entwässert und unter den Pflug genommen; doch bieten sich dem Auge große Sandflächen dar von der Mark, des heiligen römischen Reichs Streusandbüchse, an bis zur russischen Grenze, überdies Kalkplateaus, sogenannte Landrücken, die mit ihren zahlreichen Seen die Ostseeküste umsäumen. Dort giebt es auch noch bedeutende Laubwaldungen (Buche, Eiche), während hier außerhalb der Küstenlandschaften das Nadelholz, besonders die Kiefer, vorherrscht. Sieht man von den Erwerbsquellen ab, die die See erschließt, so fließen im Osten die Haupteinnahmen aus den Erträgnissen des Ackerbaues und der Viehzucht, im Westen gesellt sich dazu eine lebhafte Industrie; denn die Steinkohlenflötze der Rheinprovinz und Westfalens befördern das Gedeihen der Fabrikthätigkeit. Ebenso sind andere Geschäftszweige in örtlichen Verhältnissen begründet; z. B. beruht der bedeutende Umfang der Imkerei in Hannover und dessen Nachbarschaft auf der weiten Verbreitung des Heidekrautes und die Heideschnuckenzucht auf der großen Ausdehnung der Ödländereien; ferner die Bernsteingewinnung an der Küste des Samlandes auf dem früheren Vorkommen harzreicher Kieferwaldungen in jener Gegend, die ansehnliche Gänse- und Pferdezucht aber auf dem Vorhandensein großer Grasflächen. Von Pommern und Preußen beziehen wir die Gänsebrüste, von Gradit und Trakehnen Vollbluthengste.

---

*) Sumpfboden, der mit Buschwerk bewachsen ist.



Das Rathaus in Bremen.



Zu Welse,

Lübeck, Ansicht vom Hafen.

Dagegen ist dem ganzen Norden im Gegensatz zu den südlichen Teilen unseres Vaterlandes eigentümlich das häufige Auftreten der Findlingsblöcke, vereinzelt erscheinender Granitsteine zum Teil von beträchtlicher Größe, die einst auf gewaltigen Eisschollen aus Norwegen oder Finnland zu uns gekommen sind in einer Zeit, wo die norddeutsche Tiefebene noch vom Meere bedeckt war, sodann aber auch das Vorhandensein vieler Hünengräber, alter Beerdigungsstätten, die aus mächtigen Felsstücken zusammengefügt sind. Besonders charakteristisch für den Norden ist jedoch das Meer, das, durch die jütische Halbinsel in zwei Teile geschieden, von der Ost- bis zur Westgrenze des Reiches deutsches Land bespült, und wenn auch die Ostsee, die zur Zeit der Hansa in den Vordergrund trat, seit dem Aufblühen des transatlantischen Handelsverkehrs der Nordsee an Bedeutung nachsteht, wenn auch Lübeck und Stettin, Danzig und Königsberg an Ausdehnung der Einfuhr und Größe des Umsatzes nicht mehr mit Hamburg und Bremen wetteifern können, so ist doch dieses Gebiet für die Kultur unseres Vaterlandes immerhin von hoher Wichtigkeit.*) Von der Meeresküste hat auch die neuhochdeutsche Schriftsprache sämtliche Kunstausdrücke des Seewesens in sich aufgenommen. Denn Schiffsbezeichnungen wie Boot, Jacht, Schoner, Prahm, Schaluppe, Namen für Schiffsteile wie Kajüte, Bugspriet, Koje, Steuer, Kiel, für Seemannsvorrichtungen wie hissen, reffen, löschen, kalfatern, für Seetiere wie Robbe, Krabbe, Hummer, Sprotte, Möve, Bricke, außerdem für Haff, Hafen, Reede, Klippe, Ebbe, Strand, Ufer, Kante, Stapel, Bake, Bucht u. s. w. sind niederdeutscher Herkunft.

Das ganze Gebiet gehört mit Ausnahme einiger eingestreuter kleiner Staaten zu Preußen, und preußischer Geist ist fast überall zu Hause. Dem ernsten, nüchternen Wesen der Bewohner liegt die weinfröhliche Stimmung des Rheinländers gleich fern wie der heitere Sinn des Wieners. Daher feiern sie seltener Feste und begehen diese nicht mit so großem Jubel, mit solcher Ausgelassenheit. Strammheit und Schneidigkeit durchweht das preußische Militärwesen, die niederdeutschen Ausdrücke straff und steif, barsch und bündig sind beredte Zeugen

*) An der Seeküste haben sich übrigens die drei einzigen freien Städte erhalten, die Deutschland noch besitzt.

der preußischen Zucht. Die kurz angebundene Art, die uns oft bei Beamten entgegentritt, kommt schon in der Aussprache von Wörtern wie Gäs, Gräs und Gläs zum Ausdruck. Von den Spartanern rühmt man die lakonische Kürze, und mit diesem Volke hat Joh. Heinrich Voß aus Mecklenburg seine eigenen Landsleute verglichen, wenn er im Motto seiner plattdeutschen Gedichte sagt: „Wird doch dorische Art dem Dorier, denk ich, erlaubt sein." Bei richtigen Typen preußischen Geistes wie Moltke ist der Stil prägnant. Der große Schweiger ist wortkarg und sparsam im Ausdruck. Schmückende Beiwörter sind ihm fremd, mehrere Adjektiva nebeneinander zu verwenden, wo man mit einem auskommen kann, widerstrebt ihm. Er wägt sorgfältig jedes Wort ab, nie ist eins zu viel, eher einmal eins zu wenig. Die Sätze baut er knapp und kurz. Wenn irgendwo, so ist bei ihm erkennbar, daß der Stil des Menschen Wesen offenbart.

Besonders stark entwickelt ist in Preußen das Pflichtgefühl, das alle Kreise der Bevölkerung durchdringt und auch in den schönen Worten Kaiser Wilhelms I. in die Erscheinung tritt: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein." Die verstandesmäßige Sphäre aber, die im Norden vielfach zu finden ist und sich im Rationalismus eines Nikolai deutlich ausprägt, sagt dem Mittel- und Süddeutschen im allgemeinen wenig zu. Wie der junge Goethe mit seinem warm empfindenden Herzen gegen den kühl denkenden Lessing eine angeborene Scheu empfand, so urteilte er auch ungünstig über die nüchterne Denkart der Berliner; von einer Reise, die er 1778 mit dem Herzog Karl August nach der preußischen Hauptstadt unternahm, brachte er keine guten Eindrücke mit nach Hause, ja er hielt sich nur wenige Tage dort auf, ohne mit jemand zu verkehren, und Schiller hat bekanntlich den Gedanken, ein Epos Leuthen zur Verherrlichung Friedrichs des Großen zu schreiben, bald wieder aufgegeben, weil ihm der Held zu kalt erschien. In der That „bildet eine großartige Verständigkeit den Grundzug von Friedrichs Wesen; mit ihr schlug er seine Schlachten, durch sie brachte er seine Provinzen zum Blühen". Auch in den Bedeutungsschattierungen, die das Wort preußisch in den verschiedenen Mundarten hat, kommt die Abneigung mancher Gegenden unseres Vaterlandes gegen den führenden Großstaat zur Geltung. Das preußische Wesen wirkt hier oft wie ein rotes Tuch auf einen

Puter. In Thüringen ruft man dem über das Ziel Hinausgehenden zu: „So weit schießen die Preußen nicht", in Süddeutschland deckt sich die Wendung: „Da möchte man gleich preußisch werden" mit der andern: „Da könnte man vor Wut außer sich geraten"*); im Altenburgischen heißt „sie sind miteinander preußisch" soviel als „sie stehen miteinander auf gespanntem Fuße" und in Leipzig ist preußisch gleichbedeutend mit aufgebracht; wie man aber in den durch Krieg und Annexion erworbenen Landesteilen über den Sieger denkt, ergiebt sich daraus, daß in Erfurt das Wort preußisch dasselbe besagt wie hartnäckig und daß der Holsteiner die Wendung: „Sie halten mich wohl für einen Preußen?" in ähnlichem Sinne gebraucht wie der Italiener die Redensart: „Sehen Sie mich für einen Engländer an?"

Doch dieses vielfach so übel angeschriebene Land hat sich die größten Verdienste erworben. Von hier sind die meisten auf Einigung unseres Vaterlandes gerichteten Bestrebungen ausgegangen, der Fürstenbund Friedrichs des Großen, der Zollverein von 1833, der Krieg gegen Österreich 1866. In Preußen ist schon frühzeitig der obligatorische Schulunterricht eingeführt und die mittelalterliche Leibeigenschaft beseitigt worden. Hier wurde die bereits von Friedrich II. angestrebte Verkoppelung (Separation) der Feldfluren durch die Stein-Hardenbergsche Agrarreform zur Thatsache; 1821 nahm die preußische Generalkommission die Arbeit in Angriff, und 1850 konnte sie im größten Teile Nord- und Mitteldeutschlands als beendet angesehen werden, während der Süden später folgte, Baiern und Österreich erst in den achtziger Jahren. In Preußen legte man, nachdem der Große Kurfürst schon den Fortschritt von einer für den augenblicklichen Zweck angeworbenen Armee zum stehenden Söldnerheere gemacht hatte, 1733 den Grund zur allgemeinen Wehrpflicht. Dem Militär wurde überhaupt schon frühzeitig besondere Sorgfalt gewidmet, und damit steht das Interesse für körperliche Übungen im Zusammenhange, wie es sich in der Turnkunst von Jahn und Gutsmuths und in der neuerdings hervortretenden Organisation der Jugend-

*) In Frankreich heißt für den König von Preußen arbeiten (travailler pour le roi de Prusse) soviel als sich bemühen, ohne Dank zu ernten.

spiele durch Koch in Braunschweig u. a. kund giebt. Hier hat man neuerdings auch den Anfang mit wirtschaftlichen Maßregeln zum Wohle der arbeitenden Klassen gemacht*) und das Krankenkassenwesen wie die Invalidenversorgung ins Leben gerufen.

In alledem erkennen wir den Geist zielbewußten Strebens, der in straffem Zusammenziehen aller Kräfte seine Befriedigung findet und vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt, aber sich leicht zum Durchsetzen angetrieben fühlt. Allerdings artet die Organisation bisweilen in Schablone und militärischen Drill aus. Disraeli ist nicht der einzige, der Preußen in Bezug auf das Examenwesen mit China verglichen hat. Auch darin gleicht es diesem Lande, daß die Rangordnung überall genau festgestellt ist und jeder seinen Tschin (Rangstufe) zugewiesen erhält. Aber oft ist es besser, mechanisch zu verfahren als etwas ganz zu unterlassen.

Zur Förderung des **Handels und Verkehrs** wurden in Preußen frühzeitig Kanäle angelegt, so vom großen Kurfürsten der Friedrich-Wilhelmskanal zwischen Spree und Oder, von Friedrich dem Großen der Finowkanal zwischen Havel und Oder und der Bromberger Kanal zwischen Netze und Brahe. In diesem Lande ging auch die Verstaatlichung der Eisenbahnen am schnellsten von statten. Was ferner den Bau der Stadtbahnen betrifft, so hat Berlin damit angefangen; denn die dortige Ringbahn entstand 1871, während die entsprechenden Unternehmungen in Wien erst 1896 begonnen wurden. Auch Feuerversicherungen und Sparkassen hat der Norden zuerst eingerichtet: Jene sind am frühesten in Schleswig (im 17. Jahrhundert) und in Brandenburg (1701) als Sozietäten auf Gegenseitigkeit, und in Berlin (1812) als Aktiengesellschaften gegründet worden, diese am frühesten in Braunschweig (1765) als herzogliche Leihkasse, dann in Oldenburg, Kiel und Berlin (1796), in Wien aber erst 1819. Dabei zeigt sich der nüchterne, sparsame Sinn der Preußen am deutlichsten in der Menge der Einlagen, wenn man sie mit den Bewohnern der übrigen Staaten in Parallele stellt. 1894 kamen dort auf ein Spar-

*) „Es gehört zu den Traditionen der Dynastie, der ich diene, sich des Schwächeren im wirtschaftlichen Kampfe anzunehmen.“ Bismarck 1882.

kassenbuch 614 Mark, in Württemberg etwas über 400, in Sachsen 367, in Baiern 338. Von den Hagelversicherungen finden wir die erste auf Gegenseitigkeit beruhende deutsche in Neubrandenburg 1797, und ihr schlossen sich von 1824 bis 1856 diejenigen von Leipzig, Schwedt, Hannover, Güstrow, Greifswald, Brandenburg, Marienwerder, Magdeburg, Köln, Weimar und Elberfeld an, von staatlich eingerichteten Girobanken entstand die älteste deutsche 1619 in Hamburg (1609 in Amsterdam, 1587 in Venedig). Mit Trinkerheilanstalten machte bei uns nach amerikanischem Muster (Boston 1857) das Rettungshaus für entlassene Sträflinge in Lintorf (Kreis Düsseldorf) den Anfang, mit Arbeiterkolonien nach holländischem Vorbilde die von Pastor Bodelschwingh 1882 gegründete Anstalt Wilhelmsdorf bei Bielefeld. Wirtschaftlichen Interessen dient auch die Ackerbaustatistik, die in Berlin 1846 eingeführt, von Württemberg aber 1851, von Baiern 1854 und von Österreich 1868 nachgeahmt wurde, sowie die zeitgemäße Erneuerung der Innungen, die gleichfalls vom Norden ausging.

Auf sprachlichem Gebiete tritt uns die Vorliebe für grammatische Regelung entgegen.*) Der bekannte Germanist Adelung war ein Pommer, der Leipziger Sprachdiktator Gottsched ein Ostpreuße, der Purist Joachim Heinrich Campe ein Braunschweiger. Der allgemeine deutsche Sprachverein aber, der sich die Aufgabe gestellt hat, alle Schäden unserer neuhochdeutschen Schriftsprache bloß zu legen und zu ihrer Beseitigung beizutragen, hatte 1894 unter seinen 167 Zweigvereinen 72 norddeutsche, 57 mitteldeutsche (einschließlich Böhmens und Mährens) und 23 süddeutsche, während die übrigen Gebiete von Österreich-Ungarn mit 12 und das Ausland mit 3 beteiligt waren. Von den zur Förderung der freien Forschung bestimmten Akademien der Wissenschaften endlich entstand die erste deutsche 1700 in Berlin, gestiftet von Friedrich I. nach dem Entwurfe des Philosophen Leibniz, die Göttinger dagegen wurde 1752, die Münchener 1759, die Wiener und Leipziger 1846 geschaffen.

Kraft seiner Energie hat der Norddeutsche besondere Fähig-

*) In Wien fand der von Heräus ausgearbeite Entwurf einer karolinischen Spachakademie (1716) keinen Anklang bei Hofe, weil man kein Verständnis dafür hatte.

keit zum Militarismus*), kraft seiner Abhärtung und Ausdauer die Gabe zum Erforschen unentdeckter Länder, kraft seines klaren Verstandes Talent zur Philosophie. Die hervorragendsten Vertreter des zuerst und zuletzt genannten Gebietes sind namentlich im ostelbischen Lande zu Hause, bedeutende Repräsentanten des zweiten auch im Westen. Moltke ist in Parchim, Kleist von Nollendorf in Berlin geboren, Zieten stammt aus der Grafschaft Ruppin, York und Tauenzien aus Potsdam, Winterfeld, Schwerin und Roon sind Pommern. Wenige von ihnen waren so gewandt mit der Feder wie Moltke, manche wie Blücher aus Rostock sind auf die „Federfuchser" schlecht zu sprechen oder stehen sogar wie „Papa Wrangel" aus Stettin mit der Grammatik (Verwechslung von mir und mich u. a.) auf gespanntem Fuße. Die Bewohner der Provinz Pommern gelten als die biderbsten im preußischen Waffentum. Pommersche Grobheit ist bis Baiern hin sprichwörtlich geworden, aber auch pommersche Hiebe und pommersches Draufgehen sind allbekannt. „Ein pommerscher Magen kann Eisen und Kieselsteine vertragen", dafür sind aber die pommerschen Musketiere außerordentlich kraftbegabt und mutvoll.

Von den Vertretern der Philosophie, die Niederdeutschland hervorgebracht hat, stammt der bedeutendste, Immanuel Kant, aus Königsberg, ebenso Hamann, der „Magus des Nordens", Arthur Schopenhauer ist aus Danzig gebürtig, Eduard v. Hartmann und Eugen Dühring aus Berlin, Joh. Friedrich Herbart aus Oldenburg. Alle lassen in ihren Schriften mehr oder weniger die Eigenart ihres Volksstammes erkennen. Besonders charakteristisch ist der kategorische Imperativ Kants, welcher lautet: „Du kannst, denn du sollst", und sodann die pessimistische Richtung, die durch Hartmann und Schopenhauer vertreten ist.

Endlich hat keine Gegend mehr Weltreisende und Erforscher des dunkeln Erdteils Afrika hervorgebracht als der Norden. Zum Zeugnis dessen nenne ich die Namen v. Hornemann (aus Hannover), v. d. Decken (aus der Mark Brandenburg), Gerh. Rohlfs (aus Vegesack), Georg Schwein-

*) Lessing legt in der Minna von Barnhelm III 10 dieser folgende Worte als Anrede an Tellheim in den Mund: „So sehen Sie mir gar zu brav, gar zu preußisch aus."

furth (aus Riga), Gustav Nachtigal (aus der Altmark), K. M. v. Beurmann (aus Potsdam), Heinrich Barth (aus Hamburg), Ed. Rob. Flegel (aus Wilna), Hermann v. Wißmann (aus Frankfurt a. d. Oder), Paul Güßfeldt (aus Berlin), Karl Peters (aus Neuhaus a. d. Elbe, Kreis Lüneburg), Paul Pogge (aus Mecklenburg-Schwerin). Vgl. auch S. 23.

Noch reicher ist die Namenliste auf dem Gebiete praktischer Erfindungen. Thorn rühmt sich, den großen Kopernikus, Danzig den Verfertiger des Fahrenheitschen Quecksilberbarometers hervorgebracht zu haben; Sigismund Markgraf, der den Zuckergehalt der Rübe entdeckte, stammt aus Berlin, und Wilhelm Holz, der die erste Influenzelektrisiermaschine konstruierte, aus Pommern, der berühmte Physiker Helmholtz erblickte das Licht der Welt in Potsdam, und Scheele, der das Chlor, das Glycerin und die Blausäure entdeckte, in Stralsund. Neben diesen Ostelbiern stehen folgende aus westlicheren Ländern gebürtige Männer: Otto v. Guericke aus Magdeburg, der Erfinder der Luftpumpe, des Manometers, der Reibungselektrisiermaschine, der nach ihm benannten Wassermännchen und Halbkugeln, die Astronomen Herschel aus Hannover und Encke aus Hamburg, der Mathematiker Gauß aus Braunschweig, der 1853 mit Weber den ersten elektromagnetischen Telegraphen in Thätigkeit setzte, Werner Siemens aus dem Hannöverschen, der 1857 die Regenerativgasfeuerung aufbrachte, 1867 die dynamoelektrische Maschine konstruierte und 1879 die elektrische Lokomotive herstellte, Rob. Wilh. Bunsen, der verdiente Förderer der analytischen Chemie, Rob. Koch, der Entdecker des Cholera-, Milzbrand- und Tuberkelbazillus, Alfred Krupp, der zuerst Gußstahl zu Geschützrohren verwendete u. a.

Im Bereich der Poesie fehlt oft der rechte, hohe Schwung. Mars ist kein Freund der Musen, Rationalismus der Tod der Kunst. „Es ist keine Frage, daß in der Ehe zwischen Preußen und Deutschland jenem die Rolle des Mannes zufällt, aber ebenso sicher dürfte sein, daß sich geistige Begabung fast immer von der Mutter herleitet." Die heiteren Lieder, die der Hamburger Hagedorn nach anakreonteischem Vorbilde anstimmte, tragen nicht das Gepräge des norddeutschen Genius, der eher mit der ernsten Art seines Zeitgenossen Haller aus Bern sympathisiert. Ein würdiger Vertreter seines Stammes ist dagegen Herder, der weniger produktiv als anregend war und durch

seine theoretischen Werke wie durch seine Volksliedersammlung großen Einfluß ausgeübt hat. „Licht, Liebe, Leben!" hatte er sich zum Wahlspruch erkoren. Seine Auffassung der Volkspoesie aber und alles dessen, was zu ihr in Beziehung steht, kann in den wichtigsten Punkten noch heute als maßgebend angesehen werden. Preußischem Geiste entsprechen auch manche poetische Schöpfungen aus dem Zeitalter Friedrich Wilhelms I., der dem hohen Fluge der Phantasie wie allem Übermaß abhold war, andererseits aber auch in seiner Abneigung gegen das Fremdländische „die Deutschheit überdeutschte". Er hatte Gesinnungsgenossen an Männern wie Christian Wernicke, die sich einer einfachen und natürlichen Ausdrucksweise befleißigten, aber auch vielfach ins Platte und Nüchterne verfielen. Großer Beliebtheit erfreute sich ferner im Norden die Satire, als deren hervorragendste Repräsentanten genannt sein mögen Johann Lauremberg aus Rostock († 1658), Joachim Rachel aus Ditmarschen († 1669), Christian Ludwig Liscow aus Mecklenburg († 1760). In neuester Zeit aber hat dort die allem Idealismus, aller Sentimentalität abholde „moderne Dichtung" der Realisten und Naturalisten ihren Hauptsitz, vertreten durch Hermann Sudermann aus Ostpreußen, dessen geschickt aufgebaute Dramen (Ehre, Heimat) die sozialen Schäden der Gegenwart aufzudecken suchen, Richard Voß aus Pommern, gleichfalls einen dramatischen Dichter von großer Begabung, der sich besonders zu den düsteren Bildern des menschlichen Lebens hingezogen fühlt, Karl Bleibtreu aus Berlin, der zuerst eine Revolution auf dem Gebiete der Litteratur in naturalistischem Sinne öffentlich verkündigte und in Dramen (Napoleon bei Leipzig, Friedrich der Große bei Collin) anbahnte, Heinrich und Julius Hart aus Westfalen, zwei hervorragende Kritiker, und Detlev v. Liliencron aus Kiel, der sich in seinen Gedichten, Novellen und Dramen als eine echte, kräftige Soldatennatur erweist; ihnen lassen sich die Mitteldeutschen Gerhart Hauptmann aus Schlesien und Max Kretzer aus Posen anreihen, von denen jener mit großer Vorliebe Bilder aus dem Leben des Kleinbürgers (Die Weber, Fuhrmann Henschel), dieser aber namentlich gern Berliner Sittenbilder zeichnet.

Ein namentlich gut angebautes Feld der Poesie ist etwa seit Friedrichs des Großen Zeit die vaterländische Lyrik. Denn dieser König, der die deutsche Litteratur zu Gunsten der



Aus Chodowieckis „Reise nach Danzig".

(Der Künstler selbst zu Pferd zeigt seinem Begleiter Danzig. Nach der Lichtdruckreproduktion von Amsler und Ruthardt.)

französischen gering schätzte und bloß den moralisierenden Dichtungen Gellerts Anerkennung zollte, verlieh durch seine Thaten dem Nationalgefühl einen kräftigen Schwung, was zur Folge hatte, daß sich die Deutschen fortan mehr von fremden Vorbildern befreiten. So führte er, um mit Geibel zu reden, „die deutsche Poesie aus welschen Taxushecken zum freien Dichterwalde".*) Durch ihn wurde Lessing zu seiner Minna von Barnhelm begeistert, durch ihn Gleim veranlaßt, die preußischen Kriegslieder von einem Grenadier zu schreiben, und Ramler zu seinen Oden auf Friedrich II. angeregt.**) Gleichfalls in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts traten die beiden Grafen Stolberg auf den Plan, deren glühende Begeisterung für den Kampf und die Freiheit in dem Liede eines deutschen Knaben (Mein Arm ist stark und groß mein Mut, gieb, Vater, mir ein Schwert) und dem Liede eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn (Sohn, da hast du meinen Speer, meinem Arm wird er zu schwer) deutlich zum Ausdruck kommt. Stärker wuchs dann die Zahl der Norddeutschen, die für das Vaterland zur Leier griffen, als es von Napoleon darnieder geworfen wurde. Darunter waren Namen vom besten Klange wie Ernst Moritz Arndt aus Rügen, dem wir vielgesungene patriotische Lieder verdanken wie: „Was ist des deutschen Vaterland?" oder: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte", Max von Schenkendorf aus Tilsit, der nicht nur den „Frühlingsgruß an das Vaterland" (Wie mir deine Freuden winken nach der Knechtschaft, nach dem Streit), sondern auch das bekannte Freiheitslied (Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt) dichtete, Freiherr de la Motte-Fouqué, der an den Freiheitskriegen selbst als freiwilliger Jäger teilnahm und als solcher „Frisch auf zum fröhlichen Jagen" rief; endlich Heinrich v. Kleist aus Frankfurt a. d. Oder, der in seiner Hermannsschlacht unter dem Bilde des Cheruskerfürsten die Ereignisse seiner Zeit, die Schmach Deutschlands und die Überhebung Napoleons vorführte.

---

*) „Der erste wahre und höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." (Goethe, Dichtung und Wahrheit, 7. Buch.)

**) Klopstock, der einen großen Teil seines Lebens in Dänemark zubrachte, wußte Friedrichs Thaten nicht genügend zu würdigen; er war ein Bewunderer der Vorzeit und pries Heinrich I., Arminius u. a.

Von den Dichtern aus der Zeit der Julirevolution wie Karl Gutzkow sagt H. Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert" (IV, 429): „Alle Genossen des jungen Deutschlands stammten aus Norddeutschland, aus dem gebildeten, aber bilderlosen Teile des Vaterlandes, wie Goethe zu äußern pflegt, und in allen zeigte sich die Verstandsbildung ungleich stärker als die Macht der Phantasie." Endlich in den vierziger Jahren traten als politische Dichter Hoffmann v. Fallersleben, Ferdinand Freiligrath, Robert Prutz u. a. hervor. Erst im Jahre 1870 kam die patriotische Lyrik des Südens in gleichem Maße wie die des Nordens zur Geltung.

Noch haben wir ein paar Worte über die bildende Kunst hinzuzufügen. Wer die Eigenart des mittelalterlichen Städtebaues genau kennen lernen will, der hat dazu in Niederdeutschland fast noch reichlichere Gelegenheit als in Mittel- oder Oberdeutschland. Denn wie wir hier Nürnberg und Rotenburg a. d. Tauber finden, so an den Gestaden der Nord- und Ostsee eine große Zahl alter Hansestädte, vor allem Danzig, Rostock, Lübeck, Bremen, aber auch Plätze im Binnenlande von Hannover, Braunschweig, Oldenburg und Westfalen. Da giebt es noch viele enge und krumme Straßen und Gassen. Denn die alten Deutschen waren keine Freunde der neuerdings so beliebt gewordenen geradlinigen Wege. Überall kehren die Häuser ihre Giebelseite dem Vorüberwandernden zu. Von dieser tritt das unterste Stockwerk am weitesten zurück, das nächsthöhergelegene schiebt sich etwas weiter vor, das darauf folgende ragt noch etwas mehr heraus und das letzte hängt so weit über, daß man mit Leichtigkeit einem Nachbar in seinem jenseits der Straße liegenden Hause die Hand reichen kann. So wird zwar die Beleuchtung der Zimmer beeinträchtigt, aber die Passanten sind vor Sonnenschein und Regen, Wind und Wetter geschützt. Die Ausdehnung der Häuser nach der Tiefe, also von Giebel zu Giebel, ist oft ganz bedeutend. Weil sich vor ihnen zuweilen noch sogenannte Beischläge finden, so sind die Bürgersteige selten; einst war der ganze Verkehr der Fußgänger auf die Mitte der Straße gedrängt. Der Geist kräftigen, abgeschlossenen Bürgertums spiegelt sich deutlich in den Patrizierhäusern. Wie die Kaufleute in Danzig und an anderen Orten einst Junker hießen, so lassen auch ihre Wohnsitze das stolze Selbstgefühl und Standesbewußtsein, das sie beseelte, auf den ersten Blick erkennen.

Von sonstigen Eigentümlichkeiten des Nordens verdient hervorgehoben zu werden die Hallenkirche mit ihren drei völlig oder fast gleich hohen Schiffen, die zwar vereinzelt auch anderswo (z. B. bei der Elisabethkirche in Marburg und dem Stephansdom in Wien), aber am häufigsten im Norden vorkommt von Westfalen bis nach Ostpreußen. Vor allen Dingen ist jedoch die Besonderheit des Baumaterials zu betonen. In so bruchsteinarmen Gegenden sah man sich selbst bei Monumentalbauten meist auf Backsteine angewiesen, und so treffen wir denn im Norden nicht bloß Profanbauwerke, wie das Stadtthor in Stendal, das Rathaus in Tangermünde, den Fürstenhof in Wismar, das Hauptschloß des Deutschritterordens in Marienburg, die des Sandsteins fast gänzlich entraten, sondern auch manche Gotteshäuser wie die Marienkirche in Lübeck und die Dome in Brandenburg, Braunschweig und Ratzeburg. Selbst Portale, Fenster, Gesimse und Friese wußte man, zumal in der Zeit des gotischen Baustils, aus diesem Material herzustellen. Dabei wurde großes Gewicht auf die Bildung kühner und mächtiger Wölbungen gelegt, dagegen trat naturgemäß die feinere Gliederung des Schmuckwerks und die Zierlichkeit der plastischen Arbeit zurück.

Was endlich die Bildhauerkunst und Malerei betrifft, so können wir die Beobachtung machen, daß der Norden erst in neuerer Zeit mit in die Kultursphäre hineingezogen worden ist. Im 12.—16. Jahrhundert gab es schwäbische (Schongauer, Zeitblom, Hans Holbein der Ältere und der Jüngere) und fränkische (Wohlgemuth, Albrecht Dürer) Malerschulen, Berlin aber ist wie München erst im 18. und 19. Jahrhundert in den Vordergrund getreten. In beiden Städten und Landschaften hatte man zu wenig warmen Pulsschlag, zu wenig Einbildungskraft, als daß die Musen dort ohne höhere Anregung ihren Einzug hätten halten können. Aber in den beiden letzten Jahrhunderten sind auch hier bedeutende Kräfte hervorgetreten. Von Niederdeutschen verzeichnen wir die Bildhauer Christian Rauch aus Arolsen, mit dem die reale Richtung der neueren Bildhauerei ihren Anfang nahm, den Schöpfer des Berliner Standbildes Friedrichs II. und des Charlottenburger Grabdenkmals der Königin Luise, Friedrich Drake aus Pyrmont, aus dessen Atelier eine große Zahl bedeutender Porträtstatuen (z. B. Friedrich Wilhelm III. im Berliner Tiergarten, Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige in Jena) hervorgingen,

Andreas Schlüter aus Hamburg, der die plastische Ausschmückung des Berliner Zeughauses besorgte und das eherne Denkmal des Großen Kurfürsten in der Reichshauptstadt ausführte, Gottfried Schadow aus Berlin, von dem die lebenswahren, auf seinem Naturstudium beruhenden Standbilder des „alten Dessauers" (Fürst Leopold von Dessau) und des Generals Zieten herrühren, und Reinhold Begas, dem so großartige Aufgaben wie die Herstellung des Nationaldenkmals für Kaiser Wilhelm I. in Berlin übertragen werden konnten. Von Malern sind herauszuheben Daniel Chodowiecki, der auf seinen zahlreichen Kupferstichen und Radierungen in schlichter, aber naturgetreuer und humorvoller Art das Leben und Treiben seiner Zeit schilderte, A. v. Werner aus Frankfurt a. d. Oder, der sich besonders auf dem Felde der Geschichtsmalerei hervorthat und Bilder schuf, wie die bekannte Kaiserproklamation zu Versailles im Saale des Berliner Rathauses, G. Bonaventura Genelli aus Berlin, der namentlich antike Stoffe wählte, wie den Raub der Europa, endlich Eduard Meyerheim aus Danzig, ein guter Genremaler, dessen Bestreben es war, Scenen aus dem Volksleben in gemütvoller Weise darzustellen. Damit schließlich auch die moderne Baukunst zu ihrem Rechte komme, so sollen hier als Meister derselben genannt werden der Hamburger Gottfried Semper, von dessen Genialität Schöpfungen wie das Dresdener Hoftheater, das Züricher Polytechnikum und die Wiener Hofmuseen ein beredtes Zeugnis ablegen, der Neuruppiner Karl Friedrich Schinkel, der Schöpfer des alten Museums und des Schauspielhauses in Berlin, und der Berliner Friedrich Hitzig, auf dessen Thätigkeit mehrere hervorragende Bauten der Reichshauptstadt wie die Börse und die Reichsbank zurückzuführen sind. Als Kunstschriftsteller ist besonders Winckelmann zu nennen, der uns durch seine Geschichte der Kunst des Altertums das Verständnis der klassischen Kunstdenkmäler zu erschließen begann.

VII.

Das westliche Deutschland.

Für die Entwickelung der Kultur unseres Vaterlandes ist wohl kein Gebiet so wichtig gewesen als das westliche; denn es bildet seit mehr als zwei Jahrtausenden die erste Etappe für die Aufnahme der römischen und der romanischen Gesittung, die uns über Gallien und Frankreich zu teil wurde. Mittelrhein und Unterrhein kommen dabei fast gleichmäßig in Betracht; an beiden hat der lebhafteste Gedanken- und Warenaustausch stattgefunden. Zunächst sind unsere Altvordern dort mit den italischen Blumen und Gemüsearten bekannt geworden. Wie im 17. Jahrhundert durch flüchtige Franzosen der Anbau des Tabaks, Krapps und der Cichorie in Baden eingebürgert wurde, so fanden seit Beginn unserer Zeitrechnung von Westen her Rose und Lilie, Kohl und Rettich, Kümmel und Lattich und zahlreiche andere Gartenpflanzen bei uns Eingang. Berichtet uns doch z. B. der ältere Plinius, im Kastell Gelduba (jetzt Gelb unterhalb Köln) sei die römische Rapunzel so vorzüglich gediehen, daß Kaiser Tiberius von dort seinen Hausbedarf gedeckt habe. Ebenso sind die alten Germanen besonders am Rhein in der römischen Steinbautechnik unterwiesen worden. Die Alemannen, Chatten und Hermunduren hatten, als Maximin seinen Feldzug nach Deutschland unternahm (234 n. Chr.), noch leichtgezimmerte Holzhütten und Zelte, hingegen bestanden bei den Alemannen, etwa 120 Jahre später, nach der Angabe des Ammianus Marcellinus schon Häuser, die ganz nach dem Muster der römischen aus Stein erbaut waren. Und ist es nicht bedeutsam, daß gerade auf schwäbischem Boden der Name des lateinischen Wortes villa oder vielmehr der Ableitung villare noch in vielen Ortsnamenbildungen auf -weiler fortlebt?

Auch das Christentum haben wir auf diesem Wege erhalten. In Trier, wo es durch Konstantin den Großen ein-

geführt wurde, war schon zu Anfang des 4. Jahrhunderts Bischof Agröcius aus Antiochien thätig, und ein in der Nähe dieser Stadt gelegenes Kloster St. Maximins (jetzt Kaserne) zählte zu den ältesten im ganzen Frankenreiche. Der Trierer Dom wurde um 550 von Bischof Nicetius erbaut. In Mainz feierte man, als es 368 von den Alemannen überfallen wurde, gerade ein christliches Fest, und sobald der Frankenherrscher Chlodwig nach der Alemannenschlacht das Christentum angenommen hatte, verbreitete sich dieses allmählich ostwärts zu den Germanenstämmen des jetzigen Deutschlands. Von fränkischem Gebiete ging auch die Anregung aus, die Stammesrechte aufzuzeichnen. Auf Grundlage der lex Salica, die Ende des 5. Jahrhunderts entstand, schufen sich die ripuarischen Franken um 595 ihr Gesetzbuch, dann die Alemannen unter Chlotar II. (613—24), die Baiern unter Dagobert (632—37), noch später die Thüringer. Und zwar waren diese Einflüsse besonders im Staatsrecht und im Prozeßgange bedeutend, während das römische Corpus Juris bei Feststellung der Rechtsnormen so gut wie gar nicht zu Rate gezogen wurde. Denselben Gang können wir beim Lehenswesen beobachten, das am Hofe der Merowinger ausgebildet wurde und allmählich über den Rhein nach Osten drang. Ebenso haben wir auf dem Gebiete der Poesie den Endreim an Stelle des Stabreims von dort erhalten. Daher ist es kein Zufall, daß er zuerst in Otfrieds Evangelienharmonie hervortritt, einem Werke, welches in dem elsässischen Kloster Weißenburg geschaffen wurde. Von dort kam die neue Kunstform nach Baiern, wo schon der Dichter des Muspilli nicht mehr vollständig in der altgermanischen Reimart bewandert ist, während auf altsächsischem Boden viel später noch die Sitte der Väter getreu beobachtet wird. Denn der im 9. Jahrhundert entstandene Heliand ist noch im Stabreim geschrieben.

Sodann kam uns der gotische Baustil, der trotz seines auf einen anderen Ursprung hinweisenden Namens*) in Nord-

*) Gotisch hieß bei den Franzosen des 17. Jahrhunderts, besonders bei Boileau, soviel wie mittelalterlich mit dem Nebensinne des Barbarischen, Rohen, Geschmacklosen. In derselben Bedeutung nahm es die deutsche Litteratur auf; daher steht in einem 1757 erschienenen Kriegslexikon: Gotisch wird in der Baukunst genannt alles, was ohne Geschmack, ohne Regeln, ohne richtige Anordnung der Profile und außer Proportion aufgeführet ist.

Frankreich erfunden worden ist, aus der Seinegegend (St. Denis, Reims, Châlons, Soissons u. a.) zu. In Deutschland können wir ihn zuerst auf der westlichen Seite des Rheins beobachten, z. B. an der Liebfrauenkirche zu Trier, die 1227—1243 nach dem Muster der Stiftskirche in Braisne bei Soissons erbaut wurde, dann in Nassau (Marburger Elisabethkirche 1238); im mittleren und östlichen Deutschland dagegen erst während der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Vom nördlichen Frankreich aus wurde auch der Gedanke an die Kreuzzüge über das ganze Abendland verbreitet; desgleichen die ganze ritterliche Sitte und höfische Bildung des Mittelalters. Deshalb sind die Wörter Wappen (= Waffen) und Tölpel (= dörperlich, dörflich, d. h. bäurisch, roh) in Flandern geprägt und unserer Schriftsprache zugeführt worden. Im Nordwesten unseres Vaterlandes trat daher auch der erste Sänger auf, der die neue Kulturströmung in der Poesie zum Ausdruck brachte, dem Reime festere Normen und dem Verse ein festeres Metrum gab, Heinrich von Veldeke aus der Gegend von Mastricht (Von Veldeke der wîse man, der rehte rîme allerêrst began, sagt Rudolf von Ems). Was die Troubadours und Trouveres gesungen, hallt im 12. und 13. Jahrhundert an den Ufern des Rheins und dann im ganzen südlichen Deutschland wieder, ja Gottfried von Straßburg kommt dem ausländischen Idiome so weit entgegen, daß er seine Sprache ganz besonders reichlich mit fremden Brocken würzt. Vlämen d. h. flämisches Gebaren und Untermischung der Rede mit französischen Zuthaten galt damals in den höchsten Kreisen für besonders fein.

Andere Anregungen brachten uns die Kriege, durch welche Franzosen auf deutschen Boden geführt wurden, wie der Dreißigjährige, und die Auswanderung der Hugenotten, die sich seit der Aufhebung des Edikts von Nantes in großer Zahl in Deutschland niederließen. Jetzt wurde manche Neuerung im Kriegswesen, in der Koch- und Tanzkunst, in der Kleidung, im gewerblichen und industriellen Leben nach fremdem Muster vorgenommen, naturgemäß meist zuerst in den westlichen Landesteilen, z. B. ist die Fabrikation von Galanteriewaren in Offenbach auf die Einwirkung zugewanderter Refugiés zurückzuführen. Den sichtbaren Niederschlag, der sich durch alle diese äußeren Einflüsse in unserer Sprache abgesetzt hat, bilden

die vielen Fremdwörter aber auch manche deutsche Ausdrücke, die aus dem Französischen übersetzt worden sind, legen Zeugnis von der westöstlichen Kulturströmung ab. So sind die Wörter Großvater und Großmutter vermutlich schon im 11.—12. Jahrhundert aus grand-père und grand-mère übertragen worden, so ist Gegend (mhd. gegenôte) wohl eine frühe Nachbildung von contrée, Perlmutter von mère-perle, Erdapfel (niederländisch aardappel) von pomme de terre, höfisch von courtois u. s. w. Manches auf französischen Einfluß Zurückgehende ist gar nicht gemeindeutsch geworden, sondern auf das westliche Gebiet unseres Vaterlandes beschränkt geblieben, namentlich Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, die sich von der Napoleonischen Herrschaft herschreiben. So hat der Code Napoléon bis zur Einführung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches in den Rheinlanden als richterliche Norm gegolten, so finden wir vorwiegend dort (aber auch in Bremen und Hamburg) die ursprünglich romanische Sitte, bei Zwangsversteigerung von beweglicher Habe drei Wachskerzen anzuzünden und erst, wenn diese niedergebrannt sind, den Zuschlag zu erteilen.*)

Neben diesen Beziehungen des deutschen Westens zum Auslande sind für uns von Wichtigkeit die Einflüsse, die vom Rheingebiet selbst ausgingen; namentlich haben die Niederlande äußerst anregend auf das übrige Deutschland eingewirkt. Ihre Bewohner waren die geborenen Deichmeister. Wo es galt, die Meeresküsten oder Flußufer gegen die Gewalt des überflutenden Wassers durch Dämme zu schützen, da entfalteten sie ein großes Geschick, da sie frühzeitig gelernt hatten, den Kampf mit den Wogen aufzunehmen. Aber auch zur Trockenlegung von Mooren und Sümpfen, zum Ausbaggern von Untiefen in Gewässern und zu ähnlichen Verrichtungen eigneten sie sich vorzüglich. So schloß Bischof Friedrich von Hamburg 1106 einen Vertrag mit Flamländern ab, um sie in seinem Sprengel an-

*) Daß aber auch die Erinnerungen an französische Kriegsthaten in den westlichen Grenzländern nicht fehlen, dafür haben sowohl die Mordbrenner der großen französischen Revolution gesorgt, als ganz besonders Ludwig XIV., der allerchristlichste König, der durch Turenne und andere Generale die Pfalz in grauenhafter Weise verwüsten ließ. Haben sich doch die Soldaten eines Louvois, Montclar, Mélac nicht entblödet, 1689 die Kaisergräber im Dom von Speier zu öffnen und nach allerhand Kostbarkeiten zu durchwühlen.

zusiedeln, so zog Albrecht der Bär von Askanien (1134—1170) Kolonisten aus der Gegend des Niederrheins in die Altmark, die das sumpfige Land entwässern und kultivieren halfen. Es wurden ihnen besonders günstige Bedingungen gewährt: Nach Holler (Holländer) Recht konnten sie ihren Besitz als freies Eigentum betrachten; statt der gewöhnlichen Hufe von dreißig Morgen erhielten sie eine solche, die die doppelte Morgenzahl aufwies, aus langen Streifen Landes bestand und als holländische oder flämische bezeichnet wurde. So finden wir bereits im 12. Jahrhundert flamländische Niederlassungen auch in der goldenen Aue, in der Gegend von Dobrilugk und an anderen Stellen des slavischen Kolonialgebietes, oft schon am Namen erkennbar. Denn die Ansiedler liebten es, die neugegründeten Ortschaften Flemmingen d. h. Sitze von Flamländern zu nennen. Wie gern und häufig sie aber diesen Zug nach Osten antraten, kommt in dem holländischen Volksliede zum Ausdruck, das man noch heutigen Tages nicht selten in Brabant singen hört: Naar Oostland willen wy ryden. Ob die Zugewanderten freilich den deutschen Nachbarn immer willkommen waren, ist die Frage. Aus den Bedeutungsabschattungen, die das Wort flämisch in den einzelnen Mundarten unseres Vaterlandes erhalten hat, möchte man fast den Schluß ziehen, daß dies gewöhnlich nicht der Fall war. Denn in dem einen Dialekt bezeichnet man damit einen großen, ungeschlachten Menschen, in dem anderen einen solchen mit groben Gesichtszügen, am häufigsten aber einen trotzigen, mürrischen, verdrießlichen oder groben Gesellen. Nur in der Schweiz hat sich die edlere mittelhochdeutsche Bedeutung fein, zart behauptet (z. B. flämische Wolle, d. h. feine, weiche Wolle).

Auch spätere Herrscher wie der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ließen sich angelegen sein, die geschickten und fleißigen Leute in ihr Land zu ziehen und dadurch die infolge des Dreißigjährigen Krieges verödeten Landstrecken neu zu bevölkern. Dabei kam ihnen zu statten, daß die unter dem Drucke der spanischen Inquisition seufzenden Protestanten seit dem 16. Jahrhundert die Niederlande in großen Scharen verließen, um sich in den Gegenden niederzulassen, wo ihnen freie Religionsübung zugesichert wurde. Und diese neuen Ankömmlinge brachten allerhand nützliche Kenntnisse mit, ja bürgerten ganz neue Industriezweige in verschiedenen

Städten Deutschlands ein: So ist in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Leinwandfabrikation in Bielefeld*), die Zeugweberei in Gera, die Herstellung von Schleiern und Wollwaren in Plauen, die von Seide und anderen Stoffen in Hanau eingeführt worden. Auch die Tuchfabriken der Niederlausitz und der Mark Brandenburg sind aus niederländischer Anregung herzuleiten. Kurz, überall in Nord- und Mitteldeutschland, namentlich in dem einst slavischen Osten, lassen sich die Spuren dieses rührigen, betriebsamen Volkes wahrnehmen.

Damit stimmen auch die Ergebnisse überein, die wir aus dem Wortschatz unserer neuhochdeutschen Schriftsprache gewinnen. Niederfränkischer Abkunft oder durch niederländische Vermittelung aus dem Französischen übernommen sind zunächst eine Reihe von Bezeichnungen aus dem Gebiete des Geschäfts- und Gewerbslebens wie Köper (Gewebe mit schräg liegenden Faden), Watte, Zitz (buntes Baumwollenzeug), Kanneвas, Flor, ebenso viele Wörter, die durch den Handelsverkehr und Warenaustausch in Umlauf gekommen sind wie Krämer, Fracht, Gilde, Börse, Paß, Kladde, Oxhoft, Drogen (von droog, trocken, also trockene Waren), Niete, hantieren, mäkeln (und makeln), flau, gar nicht zu gedenken der zahlreichen Kunstausdrücke des Seewesens wie Werft, Dock, Kai, Düne, Süd (dafür hochdeutsch Sund in Eigennamen wie Sundheim, Sundhausen), Bramsegel, Kauffahrer, Flotte, Lotse, Kap, kapern, entern. Bedeutsame Handelsartikel, die uns zuerst aus jener Gegend zukamen, sind Rum, Lack, Schellack, Krapp, Schellfisch, Lake (Heringslake); gleichzeitig gelangten zu unserer Kenntnis Münznamen wie Deut (kein Deut), Stüber und Scherflein.

Namentlich aber haben sich die Niederlande um die Entwickelung der Blumenzucht und des Gartenbaues verdient gemacht, wie denn noch heute Haarlem und andere Orte wegen ihrer vortrefflichen Blumenzwiebeln eines wohlverdienten Rufes genießen. Daher darf es nicht wundernehmen, daß wir eine Anzahl von hierher gehörigen Ausdrücken aus Holland entlehnt haben, z. B. Kalthaus, Beet (von Haus aus dasselbe Wort wie Bett). Rabatte, Wau (= Reseda), Radieschen, Maßliebchen

*) Allerdings bestanden dort schon im 14. Jahrhundert Weberinnungen, aber der große Aufschwung der Industrie datiert erst seit der Einwanderung vertriebener Niederländer aus Gent, Antwerpen, Brügge u. s. f.

(holl. matelief, die Matte liebend). Selbst militärische Wörter haben wir von dort erhalten. Denn die Landsknechte Kaiser Maximilians, die aus den Niederlanden gebürtig oder dort stationiert waren, haben manche noch jetzt übliche Bezeichnung des Heerwesens im deutschen Reiche verbreitet, so plündern und krakeelen, Beute und Lunte, Reuter (Reiter) und Pike; auch Lärm, „das ursprünglich bloß den Ruf zu den Waffen bedeutet und lediglich die ältere, deutscher gestaltete Form gegenüber der jüngeren Entlehnung Alarm" ist.

Sonach hat das niederrheinische Gebiet den östlicher gelegenen Länderstrecken Deutschlands sehr wichtige Kulturerrungenschaften zugeführt; aber auch dem mittelrheinischen Lande verdanken wir manche Anregungen, die zum Teil noch im Wortschatz erkennbar sind. Auf mittelfränkische Quelle gehen z. B. alle diejenigen Wörter zurück, in denen ein cht an Stelle des oberdeutschen ft erscheint, wie echt (= ehacht = êhaft d. h. ê, Gesetz, Regel habend), berüchtigt (wie anrüchig, ruchbar von berufen), Nichte (= Niftel, vgl. Neffe), Schlucht (neben schlüpfen) u. a. Aber auch sonst ist dort manches beachtenswert. So läßt sich in Straßburg zuerst auf deutschem Boden (1695) unser Tannenbaum als Schmuck des Weihnachtstisches nachweisen, zwar noch nicht mit Lichtern geziert, wohl aber mit bunten Rosen, Äpfeln, Zuckerwerk und Flittergold. Von da aus hat sich dieser Brauch über die anderen Teile unseres Vaterlandes ausgebreitet*), während er den romanischen Ländern noch jetzt fremd ist. In Straßburg ist ferner das älteste bekannte Stadtrecht aus dem 11. Jahrhundert zu finden. Daß aber der Westen in mancher Hinsicht dem übrigen Deutschland noch jetzt voransteht, ergiebt sich z. B. aus der Statistik. Dort ist die Zahl der außerehelich geborenen Kinder am niedrigsten. Denn während des Zeitraums von 1882—1891 betrug deren durchschnittlicher Prozentsatz in der Rheinprovinz etwa 3, in Hannover und Oldenburg 5,5, in Hessen 6, in Thüringen und Sachsen 12, in Schlesien, Mecklenburg und Bayern 13—15.

*) In der Erziehungsanstalt Schnepfenthal in Thüringen kennt man noch 1789 nur eine mit Tannenzweigen geschmückte Tafel, 1790 für jedes Kind ein mit Früchten behangenes Fichtenbäumchen, unter dem die Geschenke liegen. Wachslichter am Baume sowie Zuckerwerk und vergoldete Äpfel und Nüsse erscheinen dort erst 1804.

Und ist es nicht bezeichnend, daß die größte Zeitung Deutschlands in Köln statt in Berlin erscheint? Ist es nicht bedeutsam, daß am Rhein die größten und schönsten Dome (Kölner Dom, Straßburger, Freiburger Münster) erbaut worden sind? Und welche hervorragende Rolle hat nicht diese Landschaft in der Geschichte gespielt? Haben sich doch hier sehr wichtige Ereignisse zugetragen. Am Königsstuhl zu Rense versammelten sich die deutschen Kurfürsten zu Beratungen über Angelegenheiten des Reichs, zum Abschluß des Landesfriedens und zur Kaiserwahl, in Aachen und in Frankfurt a. Main wurden die deutschen Kaiser gekrönt. In den rheinischen Domen und Abteien liegen gar manche von ihnen begraben (z. B. Karl der Große in Aachen, Konrad II., Heinrich III., IV., V. und verschiedene andere in Speier, Ludwig der Deutsche in der Abtei Lorsch bei Worms, Günther von Schwarzburg in Frankfurt a. Main), in Worms und anderen Städten jener Gegend sind viele Reichstage abgehalten worden. Auf Schloß Trifels saß Richard Löwenherz gefangen (1193), bis der Sänger Blondel seinen Aufenthalt erkundete und seine Angehörigen ihn loskauften; auf der Maxburg in der Pfalz wurde das Hambacher Fest gefeiert, in der Paulskirche zu Frankfurt a. Main fanden die Sitzungen „der verfassunggebenden deutschen Nationalversammlung" 1848 und 1849 statt, und bei Waghäusel wurden die badischen Aufständischen um eben jene Zeit in die Flucht geschlagen. Die übrigen kriegerischen Zusammenstöße, namentlich mit den Franzosen, können hier nicht gewürdigt werden.

VIII.

Das südliche Deutschland.

Den süddeutschen Stämmen ist im Gegensatz zur norddeutschen Bevölkerung weniger Zähigkeit und Energie, dafür aber eine glücklichere, lebensfrohere Natur zu teil geworden. Es geht ein Zug des Behagens durch große Schichten des Volks, an den im Norden bei den meist schwierigeren Daseinsbedingungen und dem oft härteren Kampfe um die Existenz nicht zu denken ist. Der Sinn der großen Masse ist mehr auf augenblickliche Befriedigung ihrer Wünsche als auf große Lebenszwecke gerichtet. Im Süden giebt es noch wahre Volksfeste, an denen jung und alt teil nimmt, ja denen nicht einmal die fürstlichen Häupter fern bleiben. Die Belustigungen auf der Münchener Theresienwiese oder im Wiener Prater sind einzig in ihrer Art. Das Oktoberfest in München, das seit 1811 alljährlich stattfindet, zieht 50—60000 Menschen in die Nähe der Bavaria, wo Pferderennen abgehalten und Kugeln geworfen werden, in vielen Buden geschossen, überall getanzt und gesungen wird. Würstel und Knödel, schwäbische Spätzle und Baseler Leckerli, und wie sie alle heißen mögen die herzerfreuenden Genüsse, die charakteristischer Weise gewöhnlich in der zärtlichen Deminutivform auftreten, spielen dabei eine wichtige Rolle. In dieser Atmosphäre hat sich auch das Bänkelsängertum und das Kasperletheater entwickelt.

Den geistigen Getränken wird gern zugesprochen, in Schwaben und Österreich dem Wein und Bier, in Baiern hauptsächlich dem Gerstensaft. Was für Mengen hier vertilgt werden, ist unglaublich. 1897 kamen auf den Kopf der Bevölkerung in Baiern 243,4 Liter, in Württemberg 194,8, in Baden 154,8, in Elsaß-Lothringen, wo der Weingenuß stärker verbreitet ist, 76 Liter, während der Durchschnitt für das

ganze deutsche Reich 123 beträgt. München aber geht über diese Ziffer weit hinaus; denn hier entfielen im Jahre 1890 auf den einzelnen jährlich 566 Liter, während die entsprechenden Zahlen für Ingolstadt 521, Frankfurt a. Main 428, Augsburg 400, Nürnberg 321, Stuttgart 292, Würzburg 246, Karlsruhe 217, Breslau 180, Berlin und Kassel 160, Wien 146, Straßburg 136, Heidelberg 120 lauten, ja nach sicheren amtlichen Mitteilungen sind allein im Hofbräuhaus zu München vom 1.—7. Mai 1898 519 Hektoliter Bockbier und nebenbei von abends 5 Uhr an etwa die gleiche Menge Sommerbier verzapft worden, zusammen also in einer Woche etwa 1000 Hektoliter. Im Süden ist das Wirtshausleben am frühesten in Aufnahme gekommen, hier sind die Kellnerinnen am stärksten vertreten, hier ist die Trinkgelderwirtschaft am meisten gediehen. Im Süden lassen sich auch die ersten Badestuben und geheizten Zimmer nachweisen, und noch jetzt besucht der Tiroler Bauer seine einfachen „Badeln" (Bäder) gern.

Trotz dieser auf die Behaglichkeit des Lebens abzielenden Erscheinungen nimmt die Bevölkerung nicht in gleichem Maße zu wie in anderen Gegenden unseres Vaterlandes, abgesehen von den östlichen Provinzen Preußens. Im Jahre 1890 sind in Baiern, Württemberg, Baden, Hessen und Hohenzollern mehr als 300000 Menschen fort und nur über 180000 zugezogen. Zwar wird dieser Abgang durch Überschüsse an Geburten wieder gedeckt, aber immerhin ist die Bevölkerungszunahme unbedeutend gegenüber manchen anderen Gebieten Deutschlands, 1885—90 betrug diese im Königreich Sachsen 19,2 %, im Königreich Preußen 11,2 %, in Baiern aber 6,10 %, in Baden 6,9 %, in Elsaß-Lothringen 4,9 % und in Württemberg 4,1 %. Und dieselben Verhältnisse bestehen mit unbedeutenden Schwankungen seit 1870 und länger. Auch ist der Andrang der Bevölkerung nach den großen Städten bei weitem nicht so mächtig als im Norden. Denn während diese sich zu Berlin und Hamburg in dem genannten Zeitraume um 36 % vermehrt hat und noch jetzt durchschnittlich um mehr als 3 % jährlich wächst, ist die Zunahme in München und anderen Städten des Südens nicht gleich bedeutend gewesen. Auch kann hier die Zahl der großen Gemeinwesen nicht beträchtlich genannt werden. Denn von den fünfzig größten Städten des deutschen Reichs kamen nach der letzten Volkszählung nur 7 auf das alemannisch-bairische Gebiet,

soweit es innerhalb der Grenzen Deutschlands liegt: München nimmt die 4. Stelle ein, Stuttgart die 15., Straßburg die 19., Mülhausen die 30., Augsburg die 32., Karlsruhe die 33. und Freiburg im Breisgau die 50.*)

Die südlichere Lage bedingt ein im allgemeinen wärmeres Klima und häufigere Gewitter, auch werden dort die an der Nord- und Ostseeküste so oft auftretenden April- und Maifröste selten wahrgenommen. Die oberrheinische Tiefebene ist der wärmste Punkt unseres Vaterlandes. Hier gedeihen echte Kastanien, Mandelbäume, Pfirsiche und andere Gewächse im Freien, hier reift der Mais, und der Buchsbaum kommt noch wild vor. Aber im Süden türmt sich auch die Gebirgswand der Alpen auf, aus deren Bereiche unsere Schriftsprache eine Reihe charakteristischer Bezeichnungen übernommen hat wie Alp, Alm, Fluh, Matte, Senne, Firn, Föhn, Gletscher, Halde, Tobel, Grat, Klamm, Muhr u. a. Obwohl die Flüsse, die dem Hochland entströmen, zahlreich und groß sind, so mangelt doch meist die Schiffbarkeit. Daher ist der Verkehr immer auf dem Landwege erfolgt; besonders lebhaft war im Mittelalter der Handel über die Gebirgspässe nach Italien. Die regere Verbindung mit diesem Lande läßt sich an verschiedenen Fremdwörtern wie dem bairischen Spagat, Bindfaden erkennen. Noch gegenwärtig ist das Bedürfnis nach italienischem Sprachunterricht in den Schulen vorhanden, noch immer ist der Warenaustausch bedeutend, zumal auf der neuerdings erbauten Brennerbahn. Einstmals aber lagen in dem den Alpen vorgelagerten Gebiete die wichtigsten Handelsstädte des Reichs. Zwar verdankt Regensburg seine Blüte in erster Linie dem Donauverkehr nach dem Osten; aber die Größe Ulms, Augsburgs und Nürnbergs beruht auf den Beziehungen zum mittelländischen Meere, namentlich zu Venedig und Genua, die den Verkehr mit dem Morgenlande vermittelten. München, Stuttgart und Karlsruhe sind nicht, wie jene Städte, durch ihre Lage, sondern bloß als Herrschersitze in die Höhe gekommen.

Nach alledem besteht schon im Mittelalter ein gewaltiger Unterschied zwischen Süden und Norden. „Mittelmeer

*) Das mitteldeutsche Mainland ist hier wie das sonstige Franken nicht berücksichtigt worden.

und Nordmeer, Landhandel und Seehandel, Fabrikant und Kaufmann, Goldwährung und Silberwährung stehen im Verkehr der Ober- und Niederdeutschen gegen einander. Die großen Binnenmärkte kaufen meist von Gegenden, in welchen der Himmel milder, der Verkehr reicher entwickelt, die Kultur älter ist; bei ihnen gewinnt der Handel zuerst moderne Formen in fester Verbindung mit jenen fremdländischen Geschäften. Dort zieht mit Waren und zierlicher Arbeit des Südens reicher Kunstgeschmack, etwas Wissenschaft und verfeinerter Lebensgenuß in das Land, der süddeutsche Kaufmann läßt seine Söhne und Verwandten in Italien oder Frankreich Recht und Medizin studieren, und der gelehrte Jurist, der Arzt und Apotheker wird zu den Patriziern der Stadt gerechnet. Weit anders da, wo die niederdeutsche Sprache altheimisch oder durch sächsische Kolonisten eingebürgert ist. Dort bleibt bis tief in das Land in der Altmark, in Westfalen, in dem großen Köln das Interesse vorzugsweise nach dem Nordmeere gerichtet, der lohnendste Handel wird zu Schiffe geführt, auch die Kaufleute kleinerer Landstädte beteiligen sich als Reeder und befrachtend an der Seefahrt. Der Kaufmann und seine Diener sind lange Zeit selbst die Reisenden, sie sind vorzugsweise die Städtegründer, oft wagelustige Abenteurer, die Haus und Heimat leicht mit der Fremde vertauschen. Die ganze Verbindung der Hansa reicht genau soweit als die niederdeutsche Sprache, sie ist eine Verbindung vieler Städte zu gemeinsamem Handel in der Fremde, nicht zur Verteidigung, sondern zur Eroberung" (G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit II, 232). Und während der oberdeutsche Kaufmann mit seinem nach der kölnischen Mark geschlagenen Goldgulden fast über die ganze Erde hin handelte, wurde der größte Teil der Geschäfte des niederdeutschen in Silbermünzen gemacht, deren Wert fast in jeder Stadt und in jedem Jahrzehnt ein anderer war. Aber er konnte die kleinen Silberstücke bei seinem Verkehr mit armen Völkern nicht entbehren und kaufte in Nowgorod Pelzwerk, Häute, Wachs des Ostens, in Gothland die Fische und Felle des Nordens gegen Pfund, Mark und Schilling.*)

*) Vgl. in neuerer Zeit den Gegensatz zwischen dem süddeutschen Gulden und dem norddeutschen Thaler und zwischen den nord- und süddeutschen Bahnen: dort 4 Klassen und Freigepäck, hier 3 Klassen und kein Freigepäck, aber Kilometerkarten und andere Fahrpreisermäßigungen.

Mit diesem frühzeitigen Aufblühen des Landhandels im südlichen Deutschland hängen andere Erscheinungen zusammen. Zunächst machten sich dort genauere Personenbezeichnungen notwendig. Als im 12. Jahrhundert die Scheidung zwischen Vor- und Zunamen aufkam, also zwei Benennungen an Stelle der bis dahin üblichen einen traten, finden wir sie zuerst im Südwesten unseres Vaterlandes. Dort begegnen wir auch am frühesten den deutsch geschriebenen Urkunden. Um 1240 treten sie uns in der Gegend des Bodensees entgegen, in den achtziger Jahren des nämlichen Jahrhunderts sind sie auch in München und Regensburg, im folgenden Jahrzehnt im Maingebiet anzutreffen, in Mittel- und Norddeutschland aber erst während des 14. Jahrhunderts. Im Süden entstanden ferner die ersten Papierfabriken, die ersten Buchdruckereien und die ersten Zeitungen. Die Papiererzeugung lernte man von Italien aus kennen und arbeitete lange Zeit unter Zuhilfenahme italienischer Gesellen. In Kaufbeuren, Augsburg, Nürnberg, Mainz und anderen Orten sehen wir diese Industrie im 14. Jahrhundert erblühen, und von den genannten Städten aus verbreitet sich die Kenntnis des neuen Gewerbszweiges allmählich weiter nordwärts, so daß z. B. die erste Papierfabrik der Mark Meißen im Benediktinerkloster bei Chemnitz 1398 eingerichtet wurde. Die bedeutendsten Etablissements befanden sich viele Jahre lang zu Ravensburg in Schwaben. Dort wurden auch am frühesten Mühlen zur Zubereitung verwendet und eine bessere Art der Verfilzung des Rohstoffs durch Siebe aus Messingdraht ermöglicht. Was ferner die Druckereien anbelangt, so waren sie in den ersten Jahrzehnten nach Erfindung der Buchdruckerkunst am zahlreichsten im Süden. Sehen wir von Mainz, dem Wohnort des Erfinders Joh. Gutenberg, ab, so besaß Augsburg deren um das Jahr 1500 nicht weniger als 22, Basel 20, Straßburg 17 und Nürnberg 13, zum Teil von bedeutender Leistungsfähigkeit. Endlich Zeitungen erschienen am ehesten in Straßburg. Nachdem die Buchdrucker dieser Stadt und die von Basel seit der Mitte des 16. Jahrhunderts einzelne Flugblätter mit fortlaufenden Nummern hatten versehen lassen, wurde zu Straßburg mit Beginn des 17. Jahrhunderts ein in regelmäßigen Zwischenräumen erscheinendes Journal herausgegeben unter dem Titel: Relation aller vornehmen und gedenkwürdigen Historien, so sich hin und wieder

in Hoch- und Niederdeutschland u. s. w. zutragen möchten." Der älteste uns erhaltene Jahrgang stammt aus dem Jahre 1609. Als dann unter dem Einflusse der französischen Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Hauch freieren und frischeren Geistes auf deutschen Fluren wehte, wurde 1798 in demselben Südwesten die Allgemeine Zeitung gegründet, die ihren Sitz ursprünglich in Tübingen hatte, ihn aber später nach Ulm und Augsburg, neuerdings nach München verlegte und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die hervorragendste Rolle im Geistesleben unseres Volkes gespielt hat, ehe ihr von der kölnischen Schwester der Rang abgelaufen wurde.

Im Süden ist ferner die Litteratur frühzeitig entwickelt. Von einer alt- und mittelniederdeutschen Poesie kann man kaum reden; hier würden nur einzelne wichtigere Werke wie der Heliand zu nennen sein. Dagegen ist die alt- und mittelhochdeutsche Dichtkunst zu reicher Blüte gediehen. In neuerer Zeit aber hat der Süden besonders durch Dorfgeschichten und Volksdramen seine Eigenart bekundet. Als Verfasser von jenen treten uns nächst Pestalozzi (Lienhard und Gertrud) Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) und Berthold Auerbach, Peter Rosegger und Hermann Schmid, Ludwig Steub und Maximilian Schmidt entgegen, um diese haben sich namentlich Ludwig Anzengruber und Ludwig Ganghofer verdient gemacht, deren Dramen wie der Meineidbauer und der Herrgottschnitzer von Ammergau weit über die Grenzen ihres engeren Vaterlandes bekannt geworden sind. Aus dem Bereiche der übrigen Künste ist hervorzuheben, daß die Renaissance zuerst auf süddeutschem Boden Wurzel gefaßt hat, nicht im Profanbau der Schlösser und Rathäuser, wo wir ihr erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts begegnen (z. B. beim Otto Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses 1556), wohl aber im Holzschnitt und Kupferstich, die ja im Süden unseres Vaterlandes heimatsberechtigt sind. Als ein Nachklang jener herrlichen Zeit kann es betrachtet werden, wenn noch heutigen Tages auf Kunst und Wissenschaft in jener Gegend so hoher Wert gelegt wird, daß hervorragende Dichter, Maler, Bildhauer und Gelehrte nicht selten durch Verleihung eines bestimmten Ordens den persönlichen Adel erhalten. Neuerdings werden besonders die bildenden Künste gepflegt. Wien, München, Stuttgart und Karlsruhe haben ihre Malerakademien; in diesen Städten findet man, dank dem hohen Kunstsinn bedeutender

Regenten wie Ludwigs I., hervorragende Denkmäler der Architektur und Plastik. Was Klenze, Gärtner, Ziebland in Baiern, haben Semper u. a. in Österreich vollbracht. Durch großartige Bauthätigkeit und Aufführung monumentaler Denkmäler sind die genannten Metropolen die glänzendsten Residenzstädte Deutschlands geworden. Vom Süden aus ist auch das Kunstgewerbe zu neuem Aufschwung gekommen; hier gilt weit mehr als im Norden, was Gertrud in Schillers Tell zu Stauffacher sagt: „Da steht dein Haus reich wie ein Edelsitz, von schönem Stammholz ist es neu gezimmert und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt, von vielen Fenstern glänzt es wohnlich hell. Mit bunten Wappenschildern ist's bemalt und weisen Sprüchen, die der Wandersmann verweilend liest und ihren Sinn bewundert." In Tirol ist früher fast jedes Haus an den Außenwänden bemalt gewesen, und noch heute ist das Bestreben, besonders in den katholischen Gegenden Süddeutschlands, vorhanden, durch Malereien aller Art das Auge zu erfreuen.

In der Baukunst des vorigen Jahrhunderts hat man sich stärker an französische Vorbilder angelehnt als im Norden, namentlich läßt sich der Einfluß Ludwigs XIV. vielfach erkennen. Während das Neue Palais und das Schloß Sanssouci, das Berliner Opernhaus und andere Bauten der Reichshauptstadt und ihrer Umgebung einen ernsteren, weniger prunkhaften Eindruck machen, tragen die in der gleichen Zeit erbauten Schlösser in Schleißheim und Nymphenburg, in Ludwigsburg und Stuttgart einen viel schwülstigeren, pomphafteren und selbstgefälligeren Charakter zur Schau, gleichwie die Bauten des großen französischen Königs. Denselben Geist atmen die Schöpfungen König Ludwigs II., namentlich das prachtvolle, aber noch unvollendete Schloß Herrenchiemsee. Überhaupt ist das Schielen nach dem Westen längere Zeit eine Schattenseite im Wesen der süddeutschen Herrscher gewesen. Die „Rheinbundstaaten" hielten es treu mit Napoleon I., ihre Fürsten wurden von Napoleons Gnaden im Range erhöht zu Königen und Großherzögen. Ihnen schenkte dieser soviel Vertrauen, daß er sie in Amt und Würden beließ, ohne in die innere Verwaltung ihrer Länder einzugreifen, zu einer Zeit, wo er im nordwestlichen Deutschland die einheimischen Fürsten verjagte und bonapartistische Prinzen zu Herrschern einsetzte

(Westfalen, Berg) oder die Gebiete unmittelbar unter französische Verwaltung stellte (das linke Rheinufer, Oldenburg, einen Teil von Hannover, die Hansestädte). Um italienische Besitzungen zu erlangen, überantwortete der Wiener Hof Straßburg den Franzosen, für den Gewinn Toskanas verzichtete er auf Lothringen, in der Aussicht, Venetien zu erhalten, gab er das linke Rheinufer preis.

An staatsmännischer Begabung steht der Süden hinter dem Norden, stehen die staufischen Kaiser hinter den sächsischen, Metternich hinter Bismarck zurück. Und wenn dort mehr volkstümliche Herrscher auf dem Throne gesessen haben wie Kaiser Rotbart, Maximilian, der letzte Ritter, Maria Theresia, so erblicken wir hier mehr gekrönte Häupter, denen die Geschichte den Beinamen „der Große" verliehen hat: Kaiser Otto I., Kurfürst Friedrich Wilhelm I., König Friedrich II. und Kaiser Wilhelm I. Dem politischen Witzblatte des Kladderadatsch stehen die unpolitischen Fliegenden Blätter gegenüber. Mit Zähigkeit halten Baiern und Württemberg an den ihnen 1870 zugestandenen Reservatrechten, z. B. im Bereich des Postwesens, fest und lassen ihre eigenen Vertretungen bei verschiedenen Höfen fortbestehen. Man bewundert und verehrt dort Bismarck, aber man haßt die Preußen, deren schneidiges Wesen leicht verletzt.

Noch ein Gebiet hätten wir zu berühren, auf dem Süddeutschland in mannigfacher Hinsicht schöpferisch und einflußreich gewesen ist. Die wichtigsten Lautgesetze unserer Sprache haben von hier aus ihren Anfang genommen und sich allmählich nordwärts verbreitet, und manche mundartliche Eigentümlichkeit, die uns hier begegnet, wird vielleicht in späterer Zeit denselben Weg einschlagen, z. B. die Aussprache der b-, g-, d- und s-Laute, die hier nicht wie im Norden den Stimmton besitzen, oder der Gebrauch des Perfekts statt des Imperfekts als erzählendes Tempus (z. B. da hat er gesagt = da sagte er). Und wenn es im Südosten und im Südwesten immer üblicher wird, trennbare Präpositionen fest mit dem Zeitwort verwachsen zu lassen (er unterordnet sich, er anerbot sich, er übersiedelt in die Stadt, er einverleibt das Gebiet, wie man jetzt namentlich in Österreich und der Schweiz hört und liest), oder die Umschreibung mit würde vielfach statt des einfachen Konjunktivs aufkommt in Verbindungen, wo dies neuhochdeutsch nicht

statthaft ist (er sagte, sie würde schön singen = sänge schön, also nicht von der Zukunft, sondern gleichzeitig), so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich dies im Laufe der Jahrhunderte einmal über weitere Gebiete verbreitet und in der Schriftsprache üblich wird. Thatsächlich dringt die süddeutsche Regel, in der Oratio obliqua den Konjunktiv des Präsens statt des mitteldeutschen Konjunktivs Imperfekti zu gebrauchen (süddeutsch: er sagt, er komme und er sagte, er komme, mitteldeutsch: er sagt, er käme und er sagte, er käme) in der Schriftsprache immer mehr durch. Dagegen dürften diejenigen Spracherscheinungen am wenigsten Aussicht auf Annahme in nördlicheren Gegenden haben, die eng mit dem Wesen der Süddeutschen zusammenhängen, namentlich die Besonderheiten im Gebrauche der Fürwörter und Partikeln. Denn während der gemütlichere Schwabe und Baier den Artikel selbst bei Eigennamen (der Wilhelm, die Anna) zu verwenden pflegt, läßt ihn der Preuße zuweilen sogar bei Appellativen weg (Vater ist ausgegangen, Mutter ist im Garten), Flickwörter der Rede aber, wie sei, halt, mei, die im Süden unablässig wiederkehren, sind schwerlich weiter als nach Mitteldeutschland vorgedrungen.

IX.

Das östliche Deutschland.

Wenn man von Westen kommend die Elbe oder Saale überschreitet, so gelangt man in ein Gebiet, das nach der Völkerwanderung Jahrhunderte lang im Besitze slavischer Stämme war. Es ist dem Deutschtum längst zurückgewonnen, aber in den Namen zahlreicher Ortschaften und eines Teiles der Bevölkerung tönt dem Sprachkundigen noch immer der Klang des fremden Idioms ins Ohr. Auch sonst fehlt es nicht an allerhand Niederschlägen aus jener Zeit, die sich entweder in unserer Schriftsprache oder in mundartlichen Wendungen oder in erhaltenen Sitten und Gebräuchen beobachten lassen. Denn so sehr auch die Kultur unseres östlichen Nachbarlandes hinter der deutschen zurücksteht und immer zurückgestanden hat, so haben wir doch auf dem Wege des Handels und Verkehrs manche Landeserzeugnisse von dort erhalten und dabei deren Bezeichnungen mit übernommen. Aus dieser Quelle stammen verschiedene Namen für Wagen (Droschke, Karrete, Kalesche), Lederwaren (Sämischleder, Juchten, Knute, Peitsche, Karbatsche, Kummet) und Felle (Zobel, Wildschur), für Waffen (Pallasch, Dolch, Säbel), Gewächse (Gurke) und andere Dinge. Auch das slavische Wort Grenze ist durch den Warenaustausch ins Neuhochdeutsche übergegangen.

Mitunter beschränkt sich das Umlaufsgebiet der fremden Ausdrücke auf das ostelbische Land, z. B. sind wohl nur dort Kretscham für Gasthaus, Plinse und Mosanze für Speisen üblich, ja auch das schriftsprachliche Wort Peitsche wird überwiegend in den Dialekten des Ostens gebraucht, während die Mundarten des westlichen Deutschlands meist nur Geißel kennen. Nach V. Hehns Ansicht ist die Sitte, saure Gurken zu essen, am stärksten in dem ursprünglich slavischen Koloniallande ver-

breitet, dasselbe gilt vom Sauerkraut, trotz des Fremdenbuchverses, den ein Franzose im Nürnberger Bratwurstglöckle 1892 eingezeichnet hat: „Das sind die Deutschen, Bratwurst, Sauerkraut und Bier."

Auch weniger angenehme Gaben werden uns von den russischen Grenzländern geboten. So treten noch zuweilen Wölfe auf deutsches Gebiet über, besonders aber tolle Hunde. Denn darauf ist es doch wohl hauptsächlich zurückzuführen, daß in den östlichen Teilen unseres Vaterlandes die meisten Fälle von Wutkrankheit festgestellt werden. Im Jahre 1891 kamen unter 445 Erkrankungen, die im deutschen Reiche beobachtet wurden, 140 auf Posen, 117 auf Ost- und Westpreußen, 112 auf Schlesien, während Brandenburg 12, Hannover 5, die übrigen preußischen Provinzen 4, Baiern 4 u. s. f. zu verzeichnen hatten.

Von sonstigen Eigentümlichkeiten des Ostens hebe ich heraus, daß hier noch verschiedentlich Gesindemärkte abgehalten werden und alte mythologische Bräuche bewahrt worden sind, z. B. das Todaustreiben am Sonntag Lätare, das in Thüringen nicht üblich ist, in Obersachsen und Schlesien aber an vielen Orten vorgenommen wird. Indem man den Winter in Gestalt einer Strohpuppe im Wasser ersäuft, hofft man, die betreffende Gemeinde vor größerem Übel zu schützen. Die früheren Siedelungsverhältnisse schimmern noch durch in den da und dort erhaltenen slavischen „Rundlingen" d. h. Ortschaften, die in Hufeisenform angelegt sind und nur einen einzigen fahrbaren Zugang haben, deren Häuser sich also alle nach dem Dorfplan und Dorfteich hinwenden; desgleichen in der Anlage von Märkten der Städte Schlesiens und anderer Provinzen, die noch gegenwärtig nicht selten, z. B. in Breslau, wegen ihrer Form den Namen Ring führen. Auch ist die freie Lage des Rathauses inmitten des Marktes in jener Gegend wohl als bauliches Abzeichen aus slavischer Zeit aufzufassen. Auf die Periode der deutschen Rückeroberung gehen die Reihendörfer zurück, d. h. die langgestreckten Ansiedelungen, bei denen sich die Häuser fast ausschließlich zu beiden Seiten der Ortsstraße hinziehen. Auch erklärt sich aus der Zeit dieser Dorfgründungen, daß gewisse Endungen wie -lar, -heim, -rode, die damals bereits so gut wie abgestorben waren, in den östlichen Landschaften entweder gar nicht vorkommen oder ziemlich selten sind.

Was nun die Bevölkerung selbst anbetrifft, so geht ihre Bewegung jetzt in entgegengesetzten Bahnen als früher. Während sich einstmals die polnischen Fürsten aus dem Stamme der Piasten, Jagellonen u. s. w. angelegen sein ließen, möglichst viele deutsche Kolonisten in ihre Länder zu ziehen, die wegen ihrer höheren Kultur und besseren Gesittung gute Vorbilder abgaben sowie den Gewerbfleiß und Wohlstand zu heben wußten, ist jetzt eine beständige Wanderung in umgekehrter Richtung wahrnehmbar, die man mit dem Namen Sachsengängerei bezeichnet hat. Die Provinzen Preußen, Pommern, Posen und Schlesien hatten 1890 aus den übrigen Gebietsteilen unseres Vaterlandes einen Zuwachs von etwa 220 000 Menschen, aber einen Abgang von 1 230 000. Während daher in den Jahren 1885—1890 die Rheinlande eine Bevölkerungszunahme von 16,2 %, Brandenburg von 16,3 %, Westfalen von 19,3 %, Sachsen von 12 % erfahren haben, beträgt diese in Ostpreußen in dem gleichen Zeitraume nur 0,1 %, in Pommern 2 %, in Westpreußen 3,6 %, in Posen 4,2 %, in Schlesien 5,4 %. Und dieser niedrige Prozentsatz muß um so mehr befremden, weil gerade die Ostprovinzen die höchsten Geburtsziffern aufweisen und dort auf 10000 Menschen über 400 Geborene kommen gegenüber dem nordwestlichen Deutschland mit 250—300.*) Besonders Dienstboten und Knechte, Grubenarbeiter und andere Menschen in niedrigerer Lebensstellung, Polen wie Deutsche, ziehen in großen Scharen westwärts bis nach den Rheinlanden und Westfalen, entweder zu dauerndem Dienstverhältnis oder nur auf die Sommermonate, wo die Ernte eingebracht werden muß. Die meisten lockt der höhere Lohn und die bessere Lebenslage, deren sie sich im Westen erfreuen.**) Von der Ost- bis zur Westgrenze steigern sich die Tageslöhnungen um das Doppelte, dabei ist die Kost besser und die Landschaft hat größere Reize. Der durch diesen Wegzug hervorgerufene Mangel an Arbeitskräften in den öst-

---

*) Freilich zählt der Osten auch die meisten Todesfälle, nämlich 300—350 auf dieselbe Ziffer jährlich.

**) Unter den 198300 Bergleuten des rheinisch-westfälischen Bezirks befanden sich 1898 57000 (also 29 %) fremdsprachliche, von denen 3450 aus Österreich, 1440 aus Italien, die übrigen aber größtenteils aus dem östlichen Deutschland stammten.

lichen Provinzen muß nun wieder durch Heranziehung fremder Elemente, besonders aus Polen, gedeckt werden; namentlich gilt dies von der Zeit der Ernte. Nach Aufhebung der Leibeigenschaft herrschte in Ostpreußen, Westpreußen und Pommern die Form der Instmannschaft vor. Der Gutsbesitzer schloß mit einer Familie auf längere Zeit einen Vertrag ab, überließ ihr eine Hütte, mehrere Morgen Landes zur eigenen Bewirtschaftung, einen Teil des ausgedroschenen Getreides und gab ihr noch einen geringen Tagelohn. Seitdem aber die Dreschmaschinen aufgekommen sind und mehr Zuckerrüben gebaut werden, die Leute also im Winter nicht mehr voll beschäftigt werden können, trägt man Bedenken, sie das ganze Jahr zu verpflegen, und nimmt daher billige Lohnarbeiter, die man nur auf einige Monate mietet und dann wieder ihrer Wege gehen läßt. So hat sich der nackte Interessengegensatz an die Stelle der früheren Interessengemeinschaft gesetzt. Ein Hauptnachteil in den agrarischen Verhältnissen des Ostens sind die großen Rittergüter; durch sie wird der freie Bauer mehr und mehr geschädigt oder gar vernichtet. Es giebt oft nur ganz reiche und ganz arme Leute. Wie viel anders sieht es da zwischen Elbe und Weser aus! Hier sind alle Stufen des Grundeigentums, vom großen bis zum kleinen, wahrzunehmen, die Herrensitze aber haben selten eine ansehnlichere Feldflur als im Mittelalter, jedenfalls ist diese bei weitem nicht so umfangreich als in Pommern und Preußen. Man kann daher auch leichter die Erntearbeit bewältigen und mit einer geringeren Zahl von Mitarbeitern auskommen. Am günstigsten steht es in dieser Beziehung in Westfalen. Hier ist der Lohnarbeiter ein Pächter des Bauern. Der ihm überlassene Grund und Boden geht ohne besondere Erneuerung des Vertrags auf seinen Sohn über. Dafür unterstützt er den Bauer im Bedarfsfalle, arbeitet an seiner Seite, ißt mit ihm an dem gleichen Tische, und da er sich weder in Sprache und Sitte noch in der Denkungsart und den Umgangsformen wesentlich von ihm unterscheidet, sondern hauptsächlich durch die geringere Ausdehnung seiner Wirtschaft, so hat er nicht die Empfindung, daß er Frondienste verrichte, sondern geht seiner Thätigkeit mit dem Gefühle nach, daß beide Teile einander brauchen. Daher sind sie auch mit einander zufrieden. Und wenn in Pommern und Preußen der kleine Grundbesitzer oft mit seiner ganzen Familie über das

Meer wandert, weil er glaubt, sich dort mit seinem geringen Vermögen besser durchschlagen zu können, so schickt der westfälische, holsteinische und oldenburgische Ökonom gern den zweiten Sohn auf die Universität und den dritten mit einem Kapital über den atlantischen Ocean, damit er sich in der neuen Welt eine gesicherte Existenz schaffe, bleibt aber selbst in der Heimat und nährt sich dort redlich.*)

Eine andere Folge der bedeutenden Güterkomplexe des Ostens ist die hochentwickelte Branntweinbrennerei und Pferdezucht. Rechnet man die Menge des Spiritus, der im Jahre 1896 aus Kartoffeln, Getreide u. s. w. gewonnen worden ist, nach Tausenden von Hektolitern, so verteilen sich die einzelnen Quantitäten auf die verschiedenen Gegenden des deutschen Reichs so, daß in Ost- und Westpreußen 382, in Pommern 351, in Posen 487, in Schlesien 507, in Brandenburg 515 Tausend Hektoliter erzeugt worden sind, während die auf die westlichen Landschaften entfallenden Zahlen wesentlich kleiner sind; denn Hannover ist mit 117, Schleswig-Holstein mit 80, Westfalen mit 107, die Rheinprovinz mit 73, das Königreich Sachsen mit 163, das Königreich Baiern mit 183, Württemberg mit 33 und Baden mit 65 Tausend Hektolitern beteiligt. Somit bringen die Provinzen Brandenburg, Schlesien, Posen und Pommern allein die Hälfte des im deutschen Branntweinsteuergebiet fabrizierten Sprits hervor. Ähnlich liegen die Dinge auf dem Gebiete der Rossezucht. Nach der im Dezember 1892 abgehaltenen Viehzählung befanden sich fast $^2/_5$ sämtlicher Pferde des preußischen Staates (2 647 388) in den drei Provinzen Ostpreußen (15,96 %), Schlesien (11,19 %) und Brandenburg (10,03 %), dann folgten Posen (8,71 %), Pommern (8,57 %), Westpreußen (8,34 %), Sachsen (7,47 %), Schleswig-Holstein (6,50 %) und die Rheinlande (6,12 %), während Hessen-Nassau und Westfalen noch niedrigere Ziffern aufweisen. Von den westlichen Provinzen ragt nur Hannover etwas bedeutsamer hervor mit 8,39 %. Was ferner das Kleinvieh anbetrifft, so kamen in demselben Jahre von den etwa zehn Millionen Schafen Preußens 18,32 %, also fast $^1/_5$, auf Pommern und ungefähr je $^1/_{10}$ auf Posen, West- und Ostpreußen, Brandenburg, Sachsen und Hannover, die wenigsten

*) Vgl. auch Grenzboten 1893 Nr. 43 S. 349 ff.

auf die Rheinprovinz und auf Schleswig-Holstein.*) Ein anderes Bild gewährt die Züchtung von Schweinen und Ziegen. Daran sind die westlichen Landesteile weit stärker beteiligt. In den Gegenden mit bedeutendem Zuckerrübenbau, wo die Abfälle der Fabrikation dem Borstenvieh zu gute kommen, ist naturgemäß diese Gattung der Haustiere besonders reichlich vorhanden. Daher findet sich der vierte Teil aller Schweine (7 704 354) in Sachsen und Hannover. Von den Ziegen aber werden fast $^3/_4$ (1 953 748) in den westlichen und mittleren Provinzen: Rheinland, Westfalen, Hannover, Brandenburg und Sachsen angetroffen; in den übrigen Teilen des preußischen Staates, zumal in Ostpreußen und Schlesien, sind sie viel schwächer vertreten.

Auf industriellem Gebiete verdienen zunächst die großen Steinkohlengruben und Erzhütten, Glas- und Porzellanfabriken Oberschlesiens erwähnt zu werden, nächstdem die Schiffsbauwerften von Stettin, Danzig, Königsberg u. a. Küstenplätzen, die Leinwandindustrie in Hirschberg, Landshut, Lauban, Waldenburg, endlich die Tuch- und Buckskinerzeugung der Mark Brandenburg und Niederschlesiens. Diese geht auf flamländische Einwirkung zurück und ist hauptsächlich vom Fläming (= flämischer Höhenzug) aus, wo sich im Mittelalter niederländische Kolonisten festgesetzt hatten, über die Städte Luckenwalde, Guben, Kottbus, Görlitz, Sagan, Grüneberg verbreitet worden. Die größte Industriestadt des einstmals slavischen Gebiets bildet Berlin mit seinen Vororten. Wie Wien im östlichen Koloniallande zum Mittelpunkte der österreichischen Monarchie herangewachsen ist, so Berlin zur Hauptstadt des deutschen Reichs. Denn dessen Schwerpunkt hat sich allmählich von West nach Ost verschoben. Zuerst herrschte der fränkische Stamm, der am Rhein seinen Hauptsitz hat, dann kamen sächsische und schwäbische Kaiser (Hohenstaufen), und diesen folgten die Habsburger und die Hohenzollern, die zwar ihre Stammburg in alemannischen Landen, aber ihre Hausmacht im Südosten und im Nordosten unseres Vaterlandes hatten. Rudolf von

*) 1867, als die Gesamtziffer der Schafe in Preußen noch über 22 Millionen betrug, hatten namentlich Posen und Schlesien eine weit größere Menge von Wollvieh. Seitdem aber die einheimische Schafzucht unter dem überwältigenden Wettbewerb überseeischer Wolle leidet, hat sich dort der Bestand um etwa 40 % vermindert.

Habsburg schuf sich erblichen Landbesitz in der Ostmark, indem er 1282 seine Söhne Albrecht und Rudolf mit Österreich, Steiermark und Krain belehnte, und Johann Sigismund von Brandenburg erwarb 1618 das Herzogtum Preußen, dessen Name sich schließlich mit der Macht des preußischen Staates über den größten Teil Norddeutschlands ausgebreitet hat.

Im Osten, wo die Wiege der preußischen Monarchie stand, ist auch die Entfaltung ihrer Kraft am stärksten gewesen. Wie hier schon im Mittelalter, bei der Verworrenheit der damaligen Rechtsverhältnisse, im Küstenlande von Schleswig bis zu den östlichsten deutschen Ansiedelungen lübisches Recht Geltung gewann und im Binnenlande von der Elbe bis an die polnische Grenze das magdeburgische eingeführt wurde, so hat auch in politischer Beziehung eine starke Konzentration stattgefunden. Hier verfügt Preußen über seine zusammenhängendste Gebietsfläche. Das staatliche Sondertum, das überall links der Elbe das Leben unseres Volkes trennend und hemmend beeinflußte, vermochte in den ehemaligen Slavenländern nicht zu gedeihen.

Aus diesen Gegenden leitet man auch die stramme Mannszucht des preußischen Heeres und des Beamtentums ab. Fürst Bismarck erklärt sie aus der reichlichen Beimischung von slavischem Blute. Denn die alten Germanen waren an nichts weniger als an strenge Unterordnung gewöhnt. Lieber leisteten sie freiwillig treue Gefolgschaft, als daß sie sich dem Machtgebot eines anderen fügten. Legt doch Tacitus dem Gallier Tutor die Worte in den Mund: „Die Germanen lassen sich nicht befehlen, nicht leiten, sondern handeln stets nach eigner Lust.“ Wenn es also wahr ist, was Sidney Whitmann (Das kaiserliche Deutschland S. 2) behauptet, daß die Bewohner der alten preußischen Provinzen in der Gleichmäßigkeit der Vaterlandsliebe und in der Zähigkeit, Verlorenes wieder zu gewinnen, höher stehen als irgend ein anderer Teil der Monarchie, wenn diesem Gebiete vor allem die Eigenschaften der Hingabe und des Gehorsams, der straffen Subordination verliehen sind, so ist dies mit in den eigentümlichen kolonialen Verhältnissen des Ostens begründet.

Noch gilt es, die intellektuelle Thätigkeit des Ostens einer kurzen Prüfung zu unterwerfen. Hier stehen die Grenzländer entschieden in mancher Hinsicht hinter dem übrigen Deutschland

zurück*), wenn auch zugegeben werden muß, daß sich im Laufe der letzten Jahrzehnte manches gebessert hat. Schon der Umstand giebt zu denken, daß von allen preußischen Provinzen nur die östlichen nicht durchweg eigene Universitäten haben: In Posen und Westpreußen fehlen sie ganz, die Bewohner dieser Landschaften sind also mit auf Breslau und Königsberg angewiesen. Auch technische Hochschulen waren bisher nicht vorhanden; erst in jüngster Zeit ist eine solche in Danzig geschaffen worden. Die Zahl der Analphabeten, d. h. derjenigen den Schulen Entwachsenen, die weder lesen noch schreiben können, ist hier beträchtlicher als anderswo in deutschen Landen. Von tausend zum Militärdienst Eingezogenen besaßen 1870 in Posen und Preußen etwa 140 diese elementaren Kenntnisse nicht, in den Rheinlanden 8, in Schleswig 7; 1880 gestalteten sich die Dinge ähnlich; denn das Verhältnis der drei genannten Provinzen war 83 gegen 4 und 2, 1890 endlich 33 gegen 0,5 und 0,2. Diesem Bildungsgrade eines großen Teiles der Bevölkerung entspricht die niedrige Ziffer der Nachrichtsblätter. 1870 erschienen in der Rheinprovinz 400 Zeitungen in 92 Verlagsorten, in Schlesien aber 58 in 24 Städten, und jetzt haben sich die Verhältnisse zwar günstiger gestaltet, aber doch so, daß der Osten immer noch zurücksteht. Nicht minder bedeutsam ist, was schon Jakob Grimm hervorhebt, daß es ostwärts von der Elbe keine Weistümer (Gewohnheitsrechte einzelner Orte) gebe.

Die Poesie hat im östlichen Kolonialgebiete lange Zeit nicht den günstigsten Boden gefunden. Viele Dichter preßten, um mit Lessing zu reden, alles durch Druckwerk und Röhren aus sich herauf und fühlten die lebendige Quelle nicht in sich,

*) In urgermanischer Zeit war hier und nicht etwa an der römischen Grenze die höchste nationale Kultur. Hier befanden sich die Heiligtümer der größten Eidgenossenschaften, hier sind, soweit unsere Kunde reicht, zuerst und am häufigsten goldene Schaumünzen geprägt worden, hier sind die zahlreichsten Runeninschriften gefunden worden. Im Osten hatte sich auch bereits bei mehreren Völkern der alte lockere Verband der dörflichen Gemeinden und Gaue zu einer festen politischen Einheit unter Königen zusammengezogen. Aus diesem Gebiete endlich ergossen sich wenige Jahrhunderte später die edlen Stämme der Goten, Vandalen, Langobarden und Burgunder über das Römerreich, und gerade diese Stämme erwiesen höhere Empfänglichkeit für römische Bildung als die Deutschen des Rheins und der Nordsee. (G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit I, 40.)

die sich durch eigne Kraft emporarbeitet, durch eigne Kraft in reichen, frischen, reinen Strahlen aufschießt." Daher wurden sie entweder Theoretiker, wie Opitz durch sein Buch von der deutschen Poeterei, oder sie verfielen in nüchterne, platte Natürlichkeit wie Christian Weise, wenn sie nicht, wie die Vertreter der zweiten schlesischen Dichterschule (Hoffmann von Hoffmannswaldau, Kaspar von Lohenstein), das Wesen der Poesie in eitlem Wortgepränge und in schwülstigem Pathos zu finden glaubten. Doch giebt es natürlich auch Ausnahmen wie den Königsberger Simon Dach und den Schlesier Christian Günther, die den Brustton warmer Empfindung anzuschlagen wußten. Ebenso wenig darf vergessen werden, daß die drei besten deutschen Lustspiele, Minna von Barnhelm, der zerbrochene Krug und die Journalisten von Dichtern des einst slavischen Koloniallandes (Lessing, Heinrich v. Kleist und Gustav Freytag) geschaffen worden sind. Namentlich im letzten Jahrhundert hat sich hier vieles zum Bessern gewendet.

Die Wissenschaft ist in Ostdeutschland trefflich vertreten. Denn außer den bereits in früheren Abschnitten erwähnten Männern wie Kant und Kopernikus sind hier besonders zu nennen Alexander und Wilhelm v. Humboldt, Gneist, die Historiker Duncker, Droysen, Archenholz, Löbell, die Mineralogen und Geognosten A. Gottlob Werner und Leopold v. Buch, der Anthropolog Rud. Virchow, der fast alle Teile der pathologischen Anatomie förderte, der vielseitige Chirurg Theod. Billroth und der Generalpostmeister Heinrich Stephan, der Reformator des deutschen Postwesens.

X.

Das Herz Deutschlands.

Wie Deutschland die Mitte Europas bildet, so sind Thüringen und Obersachsen das Herz Deutschlands. Oft wurde hier um das Wohl, ja um das Dasein unseres Vaterlandes gestritten. Infolgedessen sind wenige Stellen Europas so mit Blut getränkt wie das Flußgebiet der Mulde und der Saale: Im Jahre 531 ging durch die verhängnisvolle Schlacht von Burgscheidungen das große thüringische Reich in Trümmer, und 933 wurden bei Riade (Rietheburg a. d. Unstrut) die Ungarn durch Heinrich I. so gewaltig in Schrecken gesetzt, daß sie 22 Jahr lang nicht wieder wagten, Einfälle in Deutschland zu machen. 1757 überwand Friedrich der Große die Franzosen bei Roßbach und 1632 Gustav Adolf die Kaiserlichen bei Lützen; 1806 wurde die preußische Armee bei Jena, 1813 die Napoleonische bei Leipzig zu Boden geworfen. Die Mühlberger Niederlage (1547) beendete den schmalkaldischen Krieg und beraubte Johann Friedrich den Großmütigen der Kurwürde, der Zusammenstoß mit Preußen bei Langensalza (1866) kostete dem König Georg V. von Hannover die Krone.*)

Lebendig ist von jeher der Pulsschlag dieser Herzlandschaft Deutschlands gewesen, namentlich durch reich entwickelten Handel und Verkehr. Die Straßen, die von Naumburg und Leipzig nach allen Gegenden des Reichs führten, zählten zu den be-

*) Aber auch außer diesen Entscheidungsschlachten fehlt es nicht an Gefechten auf sächsisch-thüringischem Boden, z. B. 1307 bei Lucka zwischen König Albrecht I. und den Gebrüdern Diezmann und Friedrich mit der gebissenen Wange, 1525 bei Frankenhausen, wo Thomas Münzer gefangen genommen wurde, 1631 und 1642 bei Breitenfeld in der Nähe von Leipzig zwischen Schweden und Kaiserlichen, 1813 bei Großgörschen und bei Bautzen u. s. w.

lebtesten, und noch jetzt gehört Leipzig zu den Hauptverkehrsmittelpunkten unseres Vaterlandes. Die Leipziger Messen, die seit dem 16. Jahrhundert an Umfang und Bedeutung immer mehr zunahmen, überragten schließlich diejenigen von Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder, Braunschweig und anderen Handelsplätzen, ja diese Stadt war in einigen Handelsartikeln der bevorzugteste Markt Europas, z. B. in den Pelzwaren, die von Rußland in großer Menge zum Verkauf gebracht wurden. Daher können wir begreifen, daß Goethe sie ein Klein-Paris nennt. Mit den Messen aber kam auch der Buchhandel allmählich in die Mauern der Pleißestadt. Seit etwa 1493 trat sie hier in Wettbewerb mit Frankfurt am Main, das bis dahin auf diesem Felde maßgebend gewesen war; um die Mitte des 16. Jahrhunderts begegnen wir in Leipzig bereits Pariser und Venediger Buchhändlern, die dort ihren Bedarf decken, eigene Erzeugnisse absetzen oder Geldangelegenheiten regeln wollten. Zwei Jahrhunderte später aber hatte es den Konkurrenten so gut wie ganz aus dem Felde geschlagen; die Zahl der buchhändlerischen Kommissionsgeschäfte betrug 1895 164, dagegen diejenige der durch sie vertretenen Buchhandlungen (der Kommittenten) 7572. An Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen besitzt es zur Zeit etwa 750, denen ungefähr 150 Buchdruckereien, 136 lithographische und 100 xylographische Anstalten zur Seite stehen. Kein Wunder, daß auch die Organisation des ganzen deutschen Buchgewerbes von Leipzig aus erfolgt ist, daß man dort 1825 den Börsenverein deutscher Buchhändler, 1869 den deutschen Buchdruckerverein und 1884 den Verein für das gesamte Buchgewerbe Deutschlands geschaffen hat.

Wegen ihrer centralen Lage ist die Stadt auch zum Sitze des Reichsgerichts ausersehen worden, ebenso zum Mittelpunkte vieler Gesellschaften, deren Wirksamkeit sich über das Gebiet des ganzen Reichs erstreckt, wie der deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und des Schillervereins, der deutsch-morgenländischen und der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft. In künstlerischer Hinsicht aber hat sie sich von jeher durch eine hervorragende Pflege der Musik ausgezeichnet. Denn nicht nur der Chor der Thomasschule hat unter der Leitung begabter Männer, wie Seb. Bach, Hiller und Hauptmann, ganz Vorzügliches im Kirchengesange (Motetten in der Thomaskirche) geleistet, sondern auch die seit 1781 bestehenden Gewandhaus-

konzerte und das Konservatorium der Musik haben stets über bedeutende Kräfte verfügt und glänzende Resultate erzielt.

Doch das Herz soll durch seinen lebendigen Pulsschlag auch den ganzen Organismus neu beleben. Und dies hat das thüringisch-sächsische Land zur Genüge gethan, zunächst im Bereiche der Sprache. Die kurfürstlich obersächsische Kanzlei ist die Geburtsstätte unseres Schriftdeutsch. Dort lernte es Luther kennen, der ihm durch seine Bibelübersetzung die weiteste Verbreitung sicherte. Er äußert sich darüber selbst in seinen Tischreden: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte und Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Kanzlei. Darum ist es auch die gemeinste deutsche Sprache." Was aber bis dahin nur im schriftlichen Verkehr der Geheimschreibereien üblich gewesen war, wurde durch Luther Gemeingut des ganzen Volkes; denn er verlieh der verknöcherten Aktensprache volkstümliches Gepräge. Die Hauptsache für ihren durchschlagenden Erfolg blieb aber der Umstand, daß sie auf mitteldeutscher Grundlage ruhte, also in Laut- und Formenlehre, Syntax und stilistischer Färbung die Brücke zwischen ober- und niederdeutscher Zunge schlug und dadurch beiden Gebieten die Annahme des neuen Schriftgebrauchs wesentlich erleichterte. Und was Luther begonnen, ward in obersächsischen Landen fortgesetzt. Dort erschienen im Zeitalter der Reformation die meisten Druckschriften, dort wirkten Männer wie Gottsched eifrig dafür, der mit Luther beginnenden Herrschaft der obersächsischen Mundart die Anerkennung aller Landschaften zu erwerben und dadurch der Kanzlei ihre frühere große Bedeutung in Sachen der Schriftsprache zu nehmen. Ja in jüngster Zeit hat wiederum ein Obersachse (Wustmann) durch seine Schrift über allerhand Sprachdummheiten regelnd und bestimmend, jedenfalls wenigstens anregend auf die Sprachform einzuwirken gesucht. Denn er hat manchen zum Nachdenken veranlaßt und eine ganze Reihe von Abhandlungen hervorgerufen.

Nicht unwichtig sind auch die pädagogischen Einflüsse und Anregungen, die von der in Rede stehenden Gegend ausgegangen sind. Ich will nicht daran erinnern, daß hier

die berühmten Universitäten besonders dicht bei einander liegen: Leipzig (1896 mit 3019 Studierenden), Halle (mit 1315) und Jena (mit 682)*), auch nicht daran, daß hier die bekannten drei Fürstenschulen Pforta, Grimma und Meißen sind, die ein Muster für viele Gymnasien abgegeben haben und aus denen sehr bedeutende Männer hervorgegangen sind; wohl aber muß ich betonen, daß Julius Fröbel, der Altvater der Kindergärten, und Gotthilf Salzmann, der Begründer der Erziehungsanstalt Schnepfenthal, Thüringer waren, daß die erste Taubstummenanstalt im Jahre 1778 von Samuel Heinicke in Leipzig und das erste bedeutende Waisenhaus Deutschlands 1698 in Halle gegründet worden ist, sowie daß eine Reihe der hervorragendsten Pädagogen im Herzen Deutschlands das Licht der Welt erblickt haben: Karl Kehr in Gotha, Karl Stoy in Pegau, Tuisko Ziller in dem meiningischen Städtchen Wasungen, Friedrich Dittes im Vogtlande. In Thüringen schrieb Wilh. Hey seine hübschen Fabeln für Kinder, die mit den Speckterschen Abbildungen durch ganz Deutschland bekannt geworden sind. Hier sammelte Ludwig Bechstein den Sagen- und Märchenschatz seiner Heimat, hier gab Musäus seine launig geschriebenen Volksmärchen heraus.

Ein drittes Gebiet, auf dem wir einen neuen Geist vom Herzen Deutschlands ausgehen sehen, ist das religiöse. Denn die lutherische Kirchenreformation war eine That von hervorragender Wirkung. Sie packte das Volk im Innersten und entflammte sogar den unglückseligen Krieg, der dreißig Jahre lang Deutschlands Fluren verwüstet und unsägliches Elend überall angerichtet hat. Die sächsischen Lande sind aber auch die Hochburgen des Protestantismus geblieben: Hier entstanden die Lutherfestspiele, hier wurden Gustav Adolf, Wenzel Linck und andere um die lutherische Lehre verdiente Männer durch dramatische Bearbeitung und Bühnenaufführungen geehrt, hier hat der Gustav Adolf-Verein und eine sehr rührige Missionsgesellschaft ihren Sitz.

Überdies dürfen wir nicht vergessen, daß der Obersachse Richard Wagner der Tonkunst neue Bahnen gewiesen und das Musikdrama, „die Musik der Zukunft", ins Leben gerufen hat, daß der Obersachse Lessing auf dem Gebiete des Dramas mit den bisherigen einengenden Fesseln französischer Lehren

*) Erfurt und Wittenberg sind schon lange aufgehoben worden.

gebrochen, uns in seiner Minna und in seiner Emilia Galotti Meisterstücke geschaffen und die Form der Tragödie durch Einführung des fünffüßigen Jambus beeinflußt hat, ebensowenig daß der Thüringer Ranke die Geschichtswissenschaft zu einer Kunst erhoben und durch seine beispiellose Objektivität, seine Art der Quellenbehandlung, seine Stoffgruppierung und formvollendete Darstellung für die Historiographie der folgenden Zeit ein Vorbild geworden ist.*) Nicht minder bedeutsam dürfte sein, daß Leibniz, der Begründer der deutschen Philosophie, das Licht der Welt in Leipzig erblickt hat und Meister Eckhart, der Vater der Mystik, der originellste und geisteskräftigste Vertreter dieser Lehre, wahrscheinlich in Thüringen geboren ist.

Nur in politischer Hinsicht hat das im Herzen Deutschlands liegende Ländergebiet nicht die Rolle gespielt, die man nach seiner Lage erwarten könnte. Das große thüringische Reich König Hermanfrieds wurde schon im 6. Jahrhundert von den Franken zerstückelt, und seitdem ist in dieser Gegend keine bedeutende Macht wieder erstanden, vielmehr finden wir jetzt dort eine größere Anzahl von Herzogtümern und Fürstentümern, vor denen nur die Gebietsteile der preußischen Provinz Sachsen an Umfang stärker hervortreten. Auch das benach-

*) „Als Geschichtsschreiber nimmt Ranke unzweifelhaft die erste Stelle in Deutschland ein. Er besitzt einen seltenen Fleiß und Scharfsinn im Auffinden von Quellen und Urkunden, sowie im Sichten des von ihnen dargebotenen Materials und in methodischer Kritik. Sein Sinn für die konkreten Erscheinungen des Lebens, sein zugleich scharfer und physiologischer Blick, sein feingebildeter ästhetischer Sinn geben seinen Darstellungen eine plastische Form von hoher Vollendung. Mit Meisterschaft weiß er historische Persönlichkeiten bis in die geheimsten Motive ihres Thuns zu zergliedern, sie als lebensvolle Porträts vor Augen zu stellen und nachzuweisen, wie die verschiedensten in kaum sichtbarer Verbindung stehenden Ursachen alle zu einem großen Ereignis hindrängen. Wie kein anderer weiß er die ein ganzes Zeitalter erfüllenden Persönlichkeiten und die es bewegenden Interessen zu einem großartigen, in Zeichnung, Gruppierung und Kolorit vollendeten Gemälde zusammenzustellen. Ferner sind seine Werke ausgezeichnet durch ihren weiten Gesichtskreis, der die Geschichte der einzelnen Staaten und Völker immer im Zusammenhange der ganzen Weltgeschichte auffaßt und würdigt. Diesem universalhistorischen Gesichtspunkte entspricht seine von nationalen und religiösen Stimmungen fast gänzlich freie Objektivität, welche dem Leser das Bewußtsein giebt, daß ihm die wirkliche Wahrheit, soweit sie zu ermitteln war, vorgeführt wird."

barte obersächsische Land hat sich nicht in seiner ganzen Ausdehnung erhalten, sondern 1815 ein bedeutendes Stück an Preußen abtreten müssen. Die deutschen Großmächte sind im Süden und im Norden unseres Vaterlandes entstanden, bei dem Entscheidungskampfe von 1866 aber ist Preußen der Sieg zu teil geworden und Österreich aus dem Reichsverbande hinausgedrängt worden. So hat sich denn auch bei uns die Erfahrung bestätigt, die man bei verschiedenen Staaten Europas machen kann, daß sie nicht von der Mitte, sondern von der Seite aus wachsen. Was von Frankreich, dem modernen Italien, und von England gilt, findet auch Anwendung auf unser Vaterland, an dessen Spitze jetzt der norddeutsche Staat Preußen marschiert. Aber wenn es auch dem Centrum Deutschlands nicht gelungen ist, sich das übrige Gebiet politisch zu unterwerfen, so hat es doch immer sein munteres, liederfrohes Wesen bewahrt und ist frisch und grün geblieben wie die Farbe im Wappen der sächsisch-thüringischen Staaten.

Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Prof. Dr. Adelbert Matthaei, geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. *M.* 1.15. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Den Zielen der Sammlung entsprechend giebt der Kieler Universitätsprofessor Matthaei eine Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst bis zum Ausgang des Mittelalters, und klärt über ihr Wesen als Kunst auf, zeigt, wie sich im Verlauf der Entwicklung die Raumvorstellung klärt und vertieft, wie das technische Können wächst und die praktischen Aufgaben sich erweitern, wie in dem behandelten Zeitraum das germanische Volk aus der Erbschaft der Antike, die in der Basilika vorliegt, etwas Neues, die romanische Kunst entwickelt, die in den Kaiserdomen am Rhein ihren Höhepunkt erreicht, wie in den Zeiten der Kreuzzüge neue Anregungen kommen, die zur Gotik führen. Innerhalb jeden Abschnittes werden Wesen und System der Bauweise nach Grundriß, Aufriß, Außenbau, Formenschatz und Bauverfahren entwickelt, die wichtigsten Vertreter jeder Periode besprochen.

Der Verfasser hat sich bestrebt, diesen Entwicklungsgang jedermann verständlich zu machen und sich dabei gleich weit entfernt zu halten von weniger verständlicher allzugroßer wissenschaftlicher Genauigkeit, wie von Oberflächlichkeit. Das Bändchen ist mit zahlreichen vortrefflichen Illustrationen ausgestattet.

Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Elektrizität. Von Prof. Dr. Richarz, geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. *M.* 1.15. Mit 94 Abbildungen im Text.

Die Elektrizität steht im Vordergrund des wissenschaftlichen wie des praktischen Interesses, den einen veranlaßt die Teilnahme an den ja hier außerordentlichen Fortschritten der Wissenschaft, den anderen die Berührung mit der Elektrotechnik in der Praxis, sich über die Gesetze dieser Naturkraft und ihrer Anwendungen genauer zu unterrichten. Die in diesem Bändchen veröffentlichten Vorlesungen über die neueren Fortschritte auf dem Gebiete der Elektrizität sind für solche bestimmt, die den Wunsch haben, ohne ein größeres Spezialwerk zur Hand nehmen zu müssen, ein tieferes Verständnis der interessanten Erscheinungen und neuen Entdeckungen zu gewinnen, die in aller Munde sind. Über elektrische Schwingungen und Hertzsche Wellen auf Drähten; die Hertzschen Wellen in der Luft, Strahlen elektrischer Kraft und die Telegraphie ohne Draht; Faradays Kraftlinien und die neueren Vorstellungen vom Wesen der elektrischen Kräfte; die Tesla-Ströme; die Kathodenstrahlen und Röntgenstrahlen. Vorausgeschickt ist eine Darstellung der absoluten elektrischen und magnetischen Maßeinheiten (Ampère, Volt und Ohm).

In vortrefflicher Weise dürfte es dem Verfasser gelungen sein, indem er dabei die grundlegenden Gesetze der Elektrizität erörtert, leicht verständlich, aber zugleich auch für jeden Fachmann interessant die erwähnten Themata zu behandeln. Für letztere sind die durch besonderen Druck kenntlichen Einschaltungen bestimmt, welche sich an diejenigen wenden, die den Wunsch haben, tiefer in die Theorie der behandelten Erscheinungen einzudringen.

Durch die Einfügung zahlreicher trefflicher Abbildungen im Text wird eine außerordentliche Anschaulichkeit erreicht und das Verständnis wesentlich erleichtert.

Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. Von Privatdozent Dr Giesenhagen in München, geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. *M.* 1.15. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Gemäß den für die Sammlung maßgebenden Grundsätzen behandelt das Bändchen botanischen Inhaltes die für den Menschen wichtigsten Kulturpflanzen, die Getreidepflanzen, welche uns das Brot und das Bier und unser[illegible] und unsere

wichtigsten Haustieren ihre Nahrung liefern. Sie sind es zugleich, deren Spuren wir am weitesten, bis in die ältesten Zeiten der Urgeschichte unseres Vaterlandes zurückverfolgen können. Und wenn irgend eine Erwerbsthätigkeit durch ehrwürdiges Alter zugleich und durch thatkräftiges Wirken in der Gegenwart unsere Achtung verdient, so ist es der Getreidebau.

Dem weiteren Grundsatz der Sammlung getreu, beschränkt sich aber die Darstellung nicht auf die Schilderung der Getreidepflanzen, sondern die Darstellung des Körperbaues und die Entwicklung und Verrichtung der Organe der Getreidegräser soll zugleich dem Leser allgemeine botanische Kenntnisse vermitteln; die Schilderung der Geschichte des Getreidebaues soll einen Ausblick gewähren auf die kulturgeschichtliche Entwicklung des Menschengeschlechtes überhaupt und besonders unserer germanischen Vorfahren.

So werden zunächst einleitungsweise behandelt die Organe der Blütenpflanzen und ihre Funktionen im allgemeinen, die Wurzel, die Sproßachse, die Laubblätter, die Blüten, dann wendet sich die Darstellung den Getreidepflanzen selbst zu; der Bau der Frucht, die Keimung, die Entwicklung der Wurzel, die Entwicklung der Sproßachse, die Blattanlagen, die Entwicklung des Blütenstandes wie der Bau der einzelnen Blüte werden geschildert. Nach einer besonderen Charakteristik der einzelnen Getreidearten werden die Getreidepflanzen als Produkt der Kultur betrachtet, der Getreidebau bei den Chinesen und bei den alten Ägyptern, wie in Europa, insbesondere aber die Entwicklung des deutschen Getreidebaues bis zur neueren Zeit geschildert. Den Schluß bildet eine Darstellung der Krankheiten der Getreidegräser.

So wird das Bändchen ebenso dem willkommen sein, der, inmitten des Landbaues stehend, sich für das Leben seiner Pfleglinge und seine Geschichte interessiert, wie dem, der ihm in der Großstadt entrückt, die Fühlung mit diesem Urberuf der Menschheit wiedergewinnen möchte. An Stadt- und Landschulen wird darum das Bändchen besonders willkommen sein. Die Anschaulichkeit der ursprünglichen Vorträge ist dadurch gewahrt, daß von den zahlreichen Demonstrationen, welche die Vorträge begleiteten, die wichtigsten durch Abbildungen ersetzt sind.

Das Theater. Von Privatdozent Dr. Borinski in München, geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. *M* 1.15.

In einer wissenschaftlich-gemeinverständlichen Erörterung der hervorstechenden Punkte des Lebens und Wissens für unsere Zeit, wie sie die Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ beabsichtigt, durfte das Theater nicht fehlen. Nirgends kann die Darstellung mit der sachmäßigen Belehrung so notwendig die Zwecke vernünftiger Volksaufklärung und — nicht bloß ästhetischer — Erziehung verbinden.

Der Verfasser geht von der Bedeutung der Volksunterhaltung und der Notwendigkeit ihrer möglichsten Veredelung im sozialen Sinne aus. Dabei führt ihn ihre staatliche Organisation im klassischen Altertum von selbst auf das antike Theater und seine vorbildliche Bedeutung für die gesamte Theatergeschichte. Bei der Vorführung der dramatischen Gattungen und ihrer Wirkungsweisen bemüht er sich überall an die jeweiligen Grundthatsachen des inneren und äußeren Lebens anzuknüpfen, von denen die [illegible] ein getreues Abbild geben soll: bei der Tragödie an die Erscheinungen des Übels und des Bösen; beim geschichtlichen Trauerspiel an [illegible] [illegible]teramt der Weltgeschichte; beim Gesellschaftsstück und der Komödie an [illegible] Verhältnisse der gegenwärtigen Welt und die Anstöße des täglichen Lebens.

Eines leidigen Übelstandes unseres Bildungslebens, zumal auf [illegible] Gebiete, der lähmenden und verödenden Herrschaft der Schla[illegible] [illegible] der Verfasser am sichersten dadurch entgegenzuarbeiten gesucht, daß